

Wolfgang Czesla

Quirx

Ein Buch für Menschen, die nichts mehr wundert

Ein Buch ist ein Raum, in dem alles passieren kann.

Das Buch ist brutal.

Das Buch ist ein lebendiges Wesen. Es tanzt in einer wilden Balance.

Hier werden keine Träume erzählt, erst recht nicht gedeutet. Hier werden Träume geschlachtet. Um es in Anlehnung an die Wortprägungen filmischer Subgenres zu sagen: Hier findet Dreamploitation statt.

Stand: 02.02.2024]

[Wolfgang Czesla – Katharinenstraße 6 – 45131 Essen – wolfgangcz@web.de]

1

Wir stehen dicht gedrängt. Die Flächen vor den Ausgängen sind mit Rollkoffern und Reisetaschen zugestellt. Am nächsten Bahnhof wollen weitere Personen, manche von ihnen ebenfalls mit größeren Gepäckstücken, einsteigen. Ihre Koffer schieben sie voran in den Regionalexpress, wo sie auf Widerstand stoßen. Neben mir befindet sich ein Kinderwagen, der für zwei Kinder geschaffen ist. Er ist besonders lang und nicht wie die meisten so konstruiert, dass die Kinder nebeneinandersitzen, sondern hintereinander. Ich sehe, wie einer der Einsteigenden seinen großen Schalenkoffer gegen den Kinderwagen drückt. Dabei kommt mir die Idee, dass wir alle mehr Platz hätten, wenn wir den Kinderwagen senkrecht stellten. Das schlage ich der Frau, die am Kopfende steht, vor und fasse auch gleich an der Achse der Hinterräder an, um den Wagen hochzuwuchten. Mir ist es nicht in den Sinn gekommen, in dem langen Kinderwagen könnten tatsächlich zwei Kinder liegen. Mit dem Schwung, mit dem ich den Wagen in die Senkrechte stemme, fliegt das eine Kind, das hinter dem anderen gesessen hat, in hohem Bogen auf den Bahnsteig. Das Vordere purzelt über die Stufen nach draußen. Die Mutter schreit. Fahrgäste drängen herein. Die Türen schließen sich, lassen sich nicht mehr öffnen. Der Zug fährt an. Die Frau ist außer sich vor Entsetzen. Es tut mir leid, in meinem platzsparenden Pragmatismus nicht an die Kinder gedacht zu haben. Ich bitte die Mutter um Entschuldigung. Mehr kann ich nicht machen. Der Zug befindet sich auf der Weiterfahrt, und die Kinder sind weg.

Nun fahre ich mit Menschen, die, wie ich, allesamt gelbe Plastiktüten und Jutetaschen mit sich herumtragen. Ihr Körpergeruch ließe sich mit Merlenschweiß überdecken, dem vollständige Geruchlosigkeit nachgesagt wird, so wie wir das Geschriebene durch Ausweißen unkenntlich machen. Wir Fahrgäste sind aufgefordert, den Zug zu kaufen. Das geschieht ohne Worte. Die Farbflächen in der Decke – Quadrate und Rechtecke in Weiß, Gelb und Blau – sollten selbsterklärend sein. Trotzdem erläutert der Zugbegleiter, wie das funktioniert, wenngleich er bei uns Kunden schon viel Wissen über den

Kaufvorgang voraussetzt. Die Decke des Waggons lasse sich nach dem Kauf abtrennen; man könne sie umdrehen und auf ihr über das Meer reisen.

Beim Zwischenhalt in Duisburg steigen viele Menschen aus. Ich habe den Eindruck, jemand hat versehentlich oder absichtlich eine meiner beiden gelben Umhängetaschen mit nach draußen genommen. Ich steige ebenfalls aus, obwohl ich weiterfahren müsste, spreche Fahrgäste mit Taschen an, die alle ähnlich aussehen: gelbe Plastiktüten und Jutetaschen. Dann wende ich mich an die Security-Männer. Schließlich stelle ich fest, ich halte noch beide Taschen in der Hand. Die eine war von der anderen etwas verdeckt. Der Aufseher fragt, ob mir etwas fehle und ob einer seiner Männer mir etwas gestohlen habe. Ich sage, er solle besser auf seine Leute achtgeben.

Auf einer runden, drehbaren Informationssäule will ich nachsehen, auf welchem Gleis der Zug um 17:37 Uhr abfährt. Die Säule hat einen senkrechten Glasstreifen, der wie ein starkes Vergrößerungsglas wirkt. Alle Angaben, die nicht genau unter diesem Streifen liegen, sind optisch bis zur Unleserlichkeit verzerrt. Gerade nähere ich mich den Zügen mit den Abfahrten ab 17:30 Uhr und müsste meinen Zug gleich gefunden haben, da drehen zwei Kinder die Säule in eine andere Richtung.

Mit Duisburg habe ich abgeschlossen und fahre im Doppeldecker-Bus weiter durch das Ruhrgebiet. Ich warte, bis der junge Mann vor mir bezahlt hat und bestelle dann beim Busfahrer zuerst eine Mensa-Karte für 40 Euro. Der Fahrer druckt ein Papier aus, das anschließend in ein zweites Gerät gesteckt wird, um das Papier in eine Karte umzuwandeln. Währenddessen fährt der Bus, ohne dass der Fahrer ihn lenken müsste. Er erklärt mir, mit der Karte könne ich bis nach Unna fahren. Wir befinden uns auf der Höhe der ehemaligen Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen. Ich sage, ich wohne in Rüttenscheid, die Fahrt heute sei eine Ausnahme, und ich müsse eigentlich in die andere Richtung. Der Busfahrer nimmt von der Wand eine Landkarte und dreht sie um. Rückseitig befindet sich eine Panoramaansicht von Rüttenscheid mit der Siechenkapelle in einer historischen Darstellung. Der Fahrer scheint noch immer nicht zu wissen, wo Rüttenscheid liegt, aber generell – sagt er – sei es möglich, an dem Fahrkartenautomaten im Bus ver-

schiedene Zentralpunkte für die Gültigkeit eines Monatstickets zu wählen. Wir fahren eine Strecke mit Fernsicht über das Ruhrtal entlang.

Der Bus hat so viel Verspätung, dass es knapp wird, die letzte U-Bahn zu erreichen. Der U-Bahnhof ist wegen einer Baustelle geschlossen, und der nächste Eingang liegt ungefähr bei der Philharmonie. Eine Frau und ein Mann mit dunkler Hautfarbe haben sich mir angeschlossen. Wir laufen, hetzen uns ab, um die U-Bahn noch zu erwischen, die wir beim Betreten des U-Bahnhofs von der Galerie aus warten sehen. Als wir die Treppe hinuntereilen, sieht alles danach aus, als wollte uns der Fahrer oder die Fahrerin mitnehmen. Sobald wir auf dem Bahnsteig ankommen und im Rückspiegel zu sehen sein müssten, fährt die U-Bahn los. Außer Atem, rufen wir Flüche hinter ihr her. Zum größten Teil bereits im Tunnel verschwunden, bleibt sie plötzlich stehen, als sei es uns gestattet, über die hinterste Tür noch einzusteigen. Dazu müssen wir ein bisschen klettern und auf einer Art Bordstein balancieren, denn der Bahnsteig ist zu Ende und weitet sich zu einem Platz, der tiefer als der Bahnsteig liegt und aus Schotter und rohem Beton besteht. Dann fährt die Bahn ohne uns weiter; vielleicht hat sie nur wegen eines Lichtsignals im Tunnel gehalten. Mein Fluch wird von der Geste meines angewinkelten Armes begleitet, dessen Faust sich in den Tunnel streckt. Vom gegenüberliegenden Bahnsteig spritzt eine Reinigungskraft aus einem Schlauch einen harten Wasserstrahl zu uns herüber, zunächst scheinbar unabsichtlich, weil sie so kurz nach Abfahrt der letzten Bahn keine Fahrgäste mehr erwartet, dann gezielt. Der Strahl trifft mich, doch das stört mich nicht. Bis ich nach Hause gelaufen bin, werde ich trocken sein.

In der Küche hält sich eine illustre Gesellschaft aus Gästen und meinen Mitbewohnerinnen auf. Wenn ich mich zu ihnen gesellen möchte, muss ich das als Limbo-Tänzer tun. Eine solche Artistik scheint mir die einzig legitime Fortbewegung zu sein, um in die Küche einzutreten. Über der Schwelle der Küchentür hängt aber keine Stange, unter der ich mich, geschmeidig verbiegender, vorwärtsschieben müsste. Der Limbo ähnelt dadurch keinem Wettbewerb, ja nicht einmal einer sportlichen Herausforderung. Er stellt ein um

seiner selbst willen zu vollziehendes Ritual dar. Die Querstange kann ich mir so hoch oder niedrig wünschen, wie mein Körper es schafft, darunter hindurch zu tanzen. Nun merke ich, mein linkes Bein ist steif; ich kann es kein bisschen beugen. Der Limbotanz ist mir dadurch ganz und gar unmöglich. Ich lege mich auf den Bauch und krieche auf allen Vieren in die Küche. Denn feststeht: Es ist mir verwehrt, im aufrechten Gang zu den anderen zu gelangen. Ich weiß nicht, ob sie alle Limbo tanzend in die Küche eingetreten sind, oder ob das nur von mir erwartet wird.

Um den Tisch herum sitzen mehrere junge Leute. Eine Frau hat ein senkrecht stehendes Kastenbrot ausgehöhlt und Tee hineingegossen. Aus dem Brot, das dem Tee seinen Geschmack verleiht, dürfen wir alle trinken. Über einen männlichen Kurzzeitbewohner heißt es, er sei ausgeflippt, habe viel zerstört und auch die Parkgroschen im Wert von 900 Euro angezündet und verbrannt. Es hatte sich so viel Geld angesammelt, weil jeder, der auf dem Grundstück parkt, mindestens eine Münze in einen Topf werfen muss. Ich sehe den Haufen des eingeschmolzenen Kleingeldes mit Resten verkohlter Geldscheine dazwischen. Offenbar haben alle Angst vor dem Typen, der das getan hat. Für ihn, erzählt mir Irónja, sei heute eine neue Mitbewohnerin eingezogen, sie sei noch unterwegs. Ich führe ein kleines Kunststück vor. Es gibt einen Aufwind, vielleicht verursacht durch ein Feuer am Boden, das aber unsichtbar bleibt. Ich werfe eine kleine Zellophanhülle in die Luft, die sehr langsam zu Boden schwebt und dabei immer wieder vom Aufwind in die Höhe gepustet wird. Es ist die Wolke meines Lebens, ich werde sterben, sobald sie am Boden ankommt. Ich fange das schwebende Stück des transparenten Zellglases mit meinen Händen ab und knülle es mit einer zweiten kleinen Zellophantüte zusammen. Gemeinsam werden beide Folien schneller zu Boden sinken oder gleich senkrecht abstürzen. Merle kann es nicht fassen, wie jemand aus Dummheit oder Absicht sein Leben freiwillig verkürzen will.

Hinter dem Kopfende meines Bettes steht ein weiteres Bett. Beide Betten zusammen sehen aus, wie für einen Basketballspieler geschaffen, eine

Gattung, die eine Körperlänge von 3,80 Meter erreichen kann. Als ich fast eingeschlafen wäre, kommt eine große Frau ins Zimmer und legt sich in das Bett hinter meinem. Die Matratze scheint ihr zu kurz zu sein. Ihre Füße stützt sie auf meine Schultern. Da ich nicht protestiere, streckt sie sich weiter aus. Ihre glatten Waden drücken nun rechts und links gegen meine Ohren. Noch immer ist ihre Haltung nicht bequem, und sie rutscht weiter herunter, bis mein Kopf zwischen ihren Schenkeln liegt. Die Haut unter dem dünnen Nachthemd hat sie eingecremt. Es wird sich um die neue Mitbewohnerin handeln, Lioba.

Ich möchte sichergehen, dass in der nächsten halben Stunde niemand in mein Zimmer kommt, das ich nicht abschließen kann. Deswegen klopfe ich zuerst an dem Zimmer meiner Mitbewohnerin Irónja an und öffne die Tür. Umgeben von brennenden Kerzen sitzt sie mit einer Freundin auf dem Fußboden. Überrascht sage ich: „Das sieht gemütlich aus.“ Eigentlich war ich hereingekommen, um sie zu bitten, mich für die nächste halbe Stunde allein zu lassen. Meine Mitbewohnerin klopft auf ein freies Sitzkissen und lädt mich ein, mich zu ihnen zu gesellen. Ich frage: „Kann ich auch später noch kommen?“ Ich verstehe nicht, ob die Antwort der beiden ein Ja oder ein Nein ist: Vielleicht sagt die eine das eine und die andere das andere. Ich schließe ihre Tür und ziehen mich in mein Zimmer zurück.

Dummerweise habe ich ausgerechnet für diese Nacht einen Bastler mit einem Lötkolben in unserer Wohnung aufgenommen, der einen Stecker reparieren soll, was mir nicht schwierig erscheint, jedoch besitze ich keinen Lötkolben. Dem Bastler habe ich das Gästezimmer zwischen der Toilette und dem Wohnzimmer zugewiesen. An der Stirnseite des Korridors, links neben der Toilette, befindet sich Merles Zimmer, das der Bastler möglichst nicht betreten soll. Mein Zimmer hat seine Tür auf der rechten Seite, bevor der Korridor zu den anderen Zimmern abknickt. In der Nacht klopft der Bastler bei mir an und fragt, wo die Toilette ist. Ich öffne meine Zimmertür nur einen Spalt, denn außer einem T-Shirt habe ich nichts an. Aus meinem Zimmer heraus zeige ich nach rechts, sage: hinter der Ecke links und dann die

letzte Tür auf der rechten Seite, also die Tür genau links neben seinem Zimmer. Er scheint zu erwarten, dass ich ihn begleite, was ich nicht möchte. Ich muss aber irgendwie verhindern, dass er versehentlich in Merles Zimmer gerät. Oder in das andere, in dem Irónja mit ihrer Freundin auf dem Fußboden sitzt.

Bastler sind unberechenbar. Ist es auf ihn zurückzuführen, dass eine Stunde später jemand vor der Wohnungstür steht, der uns ein Eisenrohr bringen möchte? Ich habe den Eindruck, er ist nicht allein gekommen, sondern mit mehreren Männern zusammen. Als Gegenleistung erwartet er eine Holzstange, worin ich einen Trick sehe und die Tür schnell zuschlagen will, doch das Metallrohr klemmt zwischen Tür und Rahmen. Eine Stimme sagt: „Take that woman in reverse“. Aus der Tiefe unserer Wohnung ruft jemand: „We need no woman“. Das ist das Signal. Die Männer draußen legen Feuer und wollen uns ausräuchern. Ich überlege, ob es sinnvoll sein könnte, das Wasser im Waschbecken aufzudrehen, das Überlaufrohr mit einem Handtuch zu verstopfen und den Fußboden zu überschwemmen. Wir können nur hoffen, dass so das Haus nicht komplett abbrennt, aber wir sollten vorsichtshalber gehen.

Um neun Uhr kommen alle Besucherinnen und Besucher in das Zimmer, in dem ich schlafe. Etwa acht bis zehn Leute setzen sich an den Tisch; manche haben schon gefrühstückt. Vor mir steht eine Platte mit Essensresten, die nicht zu meinem Frühstücksgeschirr gehört. Die neue Mitbewohnerin kommt mit weiteren Platten mit Wurst und Käse und einem Teller mit Wachstumskeksen an. Sie versucht, alles auf dem Tisch unterzubringen. Ich sage: „Wir haben uns noch nicht kennengelernt. Ich bin Quirx.“ Im Grunde finde ich es gut, dass alle gegen neun Uhr zum Frühstück in mein Zimmer kommen, denn das zwingt mich, früher aufzustehen als sonst.

„Hast du mal 'ne Wange Zeit“, fragt Gilbert. Er hat „Wange“ gesagt, weil ich, um das zu sehen, was er mir zeigen will, meine Wange in den äußersten Winkel der Fensterscheibe pressen muss. Ein Sattelschlepper mit langen gerade Baumstämmen – vermutlich Buche – setzt zurück, damit das

Fahrzeug um die Hausecke steuern kann. Dabei stößt er mit einigen der Baumstämme durch die offene Balkontür in unsere Wohnung. Hätte die Balkontür nicht offen gestanden, wäre jetzt die Glasscheibe kaputt. So aber zieht der Lastwagen nur den wehenden Vorhang hinter sich her, der sich in einem der Hölzer verhakt hat.

In der Wohngemeinschaft ist die Toilette nicht abschließbar. Auf dem Waschtisch steht neben einem Glas mit sieben Zahnbürsten und drei Zungenschabern ein Flakon Merlenschweiß. Die Toilette wackelt und muss festgeschraubt werden. Daran beteilige ich mich, während ich zugleich einen schweren Samtvorhang aus dem Badezimmer und ein von Gästen benutztes nasses Badetuch sowie Putzlappen in die Waschmaschine stecke. Andere Leute stehen dabei. Eine zweite Tür führt zum Zimmer meiner Mitbewohnerin Irónja. Als ich vor einem überlaufenden Urinal stehe, öffnet Irónja die Tür. In ihrem Zimmer befinden sich weitere Personen, unter anderem Gilbert mit einem Blasrohr. Ich habe eine weiße Hose an und stehe bis zu den Schienbeinen in der Überschwemmung. Nun kommen mehrere Leute herein. In eine Wand der Toilette und in die Tür werden Glasfenster eingesetzt. Handwerker betreten den Raum, stellen Gegenstände ab und bringen mir ein Handtuch. Für jeden Arbeitseinsatz haben die Handwerker fünfundvierzig Minuten eingeplant, halten sich aber schon seit drei Stunden in unserer Wohnung auf. Die Reinigung eines technischen Gerätes mit einer großen weißlackierten Fläche bleibt mir überlassen. Ein Handwerker rechnet mir vor, dass er bis zu seinem nächsten Termin nur fünfeinhalb Stunden Schlaf haben wird.

Ich nehme die Straßenbahn, mit der auch die Bundeskanzlerin gelegentlich fährt. Sie wartet schon an der Haltestelle, und kurz danach sitzen wir im selben Wagen. Ich überlege, sie anzusprechen, bin aber zu schüchtern. Große Wildkatzen kommen in die Straßenbahn. Sie belegen mehrere Sitzplätze und lassen sich streicheln und umarmen. Ein schwarzer Panther ist dabei; zwei andere erinnern eher an graue Esel mit flauschigem Fell. Zeitweise halte ich drei Wildkatzen gleichzeitig im Arm. Eine legt ihre vier Beine um

mich und drückt ihre warme Unterseite gegen meinen Körper. Vielleicht werde ich deswegen ein bisschen von den anderen Mitfahrenden beneidet, aber sie tun wenig, um mir die eine oder andere Wildkatze abzuwerben. Drei junge Männer bleiben zwischen den Sitzen stehen und scheinen sich vor den Fahrgästen nicht zu trauen, mit den großen, zahmen Raubtieren zu schmusen. Die Katzen sind liebebedürftig. Mit meinem offenen Verhalten ihnen gegenüber beeindrucke ich eine Frau, die ein Stück entfernt sitzt. Sie steht auf und kommt zu mir. Die Wildkatzen steigen an der nächsten Haltestelle aus. Ich weiß nicht, was ich mit der Frau reden soll.

In der Straßenbahn fährt auch ein schwarzer Hund mit, der einer anderen Frau gehört. Wir steigen zusammen aus. Der Hund setzt seine Füße so auf den Boden, als wolle er meinen Gang imitieren, immer dicht an meiner Seite. Ich habe die schwarzen Filzpantoffeln an.

Am Zielbahnhof erwarten uns mehrere Journalisten, teils mit Kameras. Ich hoffe, dass sie mich befragen, wie denn die Straßenbahnfahrt mit der Kanzlerin gewesen ist. Sie fragen mich nicht. Stattdessen werde ich von den drei jungen Männern aus der Bahn verfolgt. Nachdem sie mich eingeholt haben, kann ich mich friedlich mit ihnen verständigen. Doch während wir verhandeln, schlägt einer der Jugendlichen, fast noch ein Kind, mit einer gezackten Peitsche auf mich ein. Ich lasse ihn gewähren, denn es tut nicht weh.

Das Hochhaus, in dem ich arbeite, bildet mit zwei anderen Türmen das Rathaus. In den oberen Etagen sind die Türme nicht miteinander verbunden, anders als in den unteren. Im Foyer muss ich in den richtigen Aufzug steigen und ins 19. Stockwerk fahren. Bevor ich meinen Arbeitsplatz erreiche, führt der Aufzug im Inneren des Gebäudes ein längeres Stück waagrecht weiter, um den halben Turm herum. In der Registratur händigt mir eine Verwaltungsangestellte die für den Tag benötigten Arbeitsmaterialien aus, aber ich habe meine eigenen mitgebracht. Auf der Kante eines vollgepackten Tisches steht ein Bügeleisen.

Im Kollegenkreis beschimpfen wir uns gegenseitig, was nur bedingt ernst gemeint ist. Rembert macht eine Anspielung auf meine Unfähigkeit, indem

er einen nicht unmittelbar verständlichen Vergleich aus dem Konzertbereich bemüht. Ich frage nach: „Du meinst, man sollte kein Orchester dirigieren, wenn man nicht weiß, was Musik ist?“ Die neue Praktikantin lernt schnell, meine üblichen Scherze mit Rembert und den anderen Kollegen richtig einzuschätzen. Jedenfalls lacht sie. Dörte hatte sich schon vor mehreren Jahren um den Praktikumsplatz bei uns beworben, war danach einige Zeit im Gefängnis und hat nun frisch bei uns angefangen. Durch ihre lange zurückliegende Bewerbung glaube ich sie seit vielen Jahren zu kennen. Die Praktikantin bringt viele gute Ideen ein und schafft auf eigene Kosten beispielsweise zwei Seifenhalter an, in denen die Seifenstücke schräg aufgestellt werden können, damit nach dem Händewaschen das Wasser gut von ihnen abläuft. Die Konstruktion erinnert mich an Halterungen für schnurlose Telefone. Ihre Eltern rufen ständig bei uns an und drängen auf die Anschaffung bestimmter Haushaltsgeräte. Dörte besitzt zwei leuchtend rote Handtücher, die sie in einem der Obergeschosse des Gebäudes in die Waschmaschine stecken möchte. Ich erkläre ihr das System der Aufzüge. Wir befinden uns im 19. und müssen ins 32. Stockwerk. Der Aufzug hält zwischen dem 19. und dem 32. Obergeschoss zwar auf jeder Etage, jedoch nicht zwischen dem Erdgeschoss und der 19. Etage. Unglücklicherweise fährt er, nachdem wir eingestiegen sind, zuerst nach unten, und ich weiß nicht, ob die Leute, die dort einsteigen, wissen, dass der Aufzug vor der 19. Etage nicht halten wird.

Weitere Praktikantinnen und Praktikanten müssen im Archiv untergebracht werden. Im Hof gibt es eine Reihe von Baracken mit kleinen Kammern. An einem Schlüsselbrett an der Wand hängt an einem Nagel ein Schlüssel, den sich jeder von uns nehmen darf, jedoch nie im eigenen Interesse, sondern immer nur, um einer anderen Person eine Tür aufzuschließen. Es gibt viele Mitarbeitende, aber zur Hauptbibliothekarin habe ich das größte Vertrauen. Ein flacher Toilettenschlüssel zerbricht, als er auf dem Pflaster aufschlägt. Ich überlege, ob ich ihn reparieren kann oder sich die Toilette sogar mit dem abgebrochenen unteren Teil des Schlüssels aufschließen lässt. Um ihn im Schloss zu drehen, würde ich Werkzeug benötigen. In einer der Kammern hängen verschiedene Werkzeuge an Nägeln. Die Bibliothekarin spielt bei

der Lösung der Frage eine Rolle. Sie zeigt auf eine Zange, die auf dem Bürgersteig liegt. Passanten steigen darüber. Mit der Zange ließe sich der abgebrochene untere Teil des Toilettenschlüssels im Schloss drehen. Da stößt ein Passant die Zange mit dem Fuß durch das Kanalgitter.

In der Toilette stapeln sich zerlegte Kartons aus dicker und dünnerer Pappe, dazwischen auch ein abgebrochenes Stück Styropor, eindeutig Verpackungsmaterial. Ich frage mich, welcher Idiot die ganzen Pappen in die Toilette geworfen hat. Hier ist nicht der richtige Ort dafür. Sie gehören – bis auf das Stück Styropor – in den Altpapier-Container. Nun erst sehe ich, die Pappen befinden sich wirklich in einer Art offenem, korbähnlichem Container, den jemand vor die Toilettenschüssel geschoben hat. Als ich um ihn herumgehe, finde ich die Toilette noch an ihrem alten Platz.

Im Großraumbüro des Archivs müssen drei Hemden gebügelt werden. Sie sind noch feucht, weil ich die Waschmaschine erst am Nachmittag eingeschaltet habe. Zugleich will ich zu einer Ärztin, deren Praxis um 18 Uhr schließt. Eine Rückkehr ins Büro, um die Hemden zu bügeln, würde am Abend nicht mehr möglich sein, da ich keinen Schlüssel besitze.

Die Ärztin untersucht mich und fragt: „Haben Sie regelmäßig Stuhlgang, Juckreiz, Verteilung?“; bei „Verteilung“ muss ich überlegen, das andere bejahe ich.

Für die Wäsche meiner Heimatstadt und drei weiterer Kommunen zuständig, soll ich erschossen werden. Die Wäsche befindet sich in insgesamt vier Waschmaschinen, die in derselben Halle stehen, aber verschiedenen Städten zugeteilt sind. Jemand rollt die Kaltmangel herbei, ein Gerät aus schwerem Hartholz mit einer Kurbel und zwei Walzen, mit denen aus den Laken alle Feuchtigkeit gepresst werden soll. Ich finde es ungerecht. Als ich mich um die Arbeit beworben habe, war vom Erschossen-Werden keine Rede. Wie man mir jetzt zeigt, steht es aber in den Verträgen, die ich unterschrieben habe.

Als Toter versuche ich, die Inschrift meines Grabsteins zu beeinflussen. Es soll dort meine Geschichte erzählt werden. Die Lebenden wollen nicht hören.

Wichtige Nachrichten, auch Geheimdienstinformationen, werden auf Schallplatten gepresst. Auf diesem Medium gespeichert, stehen sie im Regal zwischen Klassik-Platten wie Antonín Dvořáks Sinfonie „Aus der Neuen Welt“ oder Anton Bruckners Kompositionen mit Waldhörnern. Mir erscheint diese Form der Nachrichtenübermittlung umständlich, muss man doch stets eine komplette Langspielplatte abhören, um etwas zu erfahren, und man weiß nie, an welcher Stelle die Information, auf die es ankommt, vom Sprecher gesagt werden wird. Es scheint mir dieselbe Stimme zu sein, die ich bereits mehrfach gehört habe, und die zum Teil rätselhafte Aussagen von sich gegeben hat. Im Wiedererkennen von Stimmen bin ich nicht gut. Die Bibliothekarin versichert mir, die Übermittlung mag umständlich erscheinen, habe sich aber bewährt. Die Nachrichtenplatten seien gut getarnt. In unserer Behörde werden vor allem Filmszenen verglichen, um den Mörder zu finden. Dabei kommt es auf die Kenntnis möglichst vieler Sprachen an. Eine Tochter sagt über ihre Mutter „Nur weil in ihren Kinos ein neues Kind gezeigt wird.“ Auch das kommt mir wie eine verschlüsselte Information vor.

Wenn wir Informationen weitergeben, erfolgt das normalerweise durch die Überbringung einer Schriftrolle. Dabei wird meistens entweder der Überbringer oder der Adressat als menschliches Wesen ausgelöscht und in einen Alien verwandelt. Es gilt immerzu aufzupassen, wem wir die Informationen übergeben. Mit jedem Kontakt ändert sich der Name des Überbringers oder des Empfängers. Wenn die Information an die richtige Person gelangt, bedeutet das eine Stärkung des Widerstands gegen die Vernichtung beziehungsweise Umwandlung der menschlichen Art. Wir nehmen riskante Wege auf uns, tragen die Papierrollen durch wilde Landschaften, schwimmen mit ihnen durch Seen. „Mit brennenden Fackeln nach Liebenden werfen als Plan

der Kriegsführung“, sagt die Stimme aus dem Off, während wir mit der Postkutsche durch eine Schlacht fahren. Eine Frau scheint sich hier besonders gut auszukennen. Mit ihr vereinbare ich, dass wir getrennte Wege gehen und uns an einer bestimmten Hütte wiedertreffen; auch bei ihr weiß ich nicht, ob sie nicht eine Verräterin ist und für den Feind arbeitet. Bei einem Gewitter rudere ich durch das Schilf eines flachen Sees. Zuletzt stehe ich in einem Raum mit zwei Fotokopierern. Ich kopiere eine große Menge an dem einen Gerät, halte es dann aber zur Risikostreuung für opportun, an das andere Gerät zu wechseln; für den Fall, dass der Kopierer bespitzelt wird. In seinem Papierschacht befindet sich brauner Kaffeesatz, der den ausgedruckten Seiten seine Prägung verleiht. Zwar ist in dem Fotokopierer nur noch wenig Tinte; er druckt aber nach einem Text automatisch einen ockerfarbenen Briefumschlag mit der Adresse, an die der Text versandt werden soll. Die Hoffnung, dass der Brief für mich bestimmt sein könnte, wird abgelöst von der Enttäuschung, eine Duisburger Adresse auf dem Briefumschlag zu lesen.

Ein Wesen kommt herein, bei dem ich nicht weiß, ob es sich um einen Menschen oder um die Simulation eines Menschen handelt. Ich sage, der erste Kopierer sei frei und funktioniere gut. Um nach draußen zu gelangen, muss ich an dem Wesen, dessen Feindlichkeit oder Komplizenschaft ich nicht einschätzen kann, vorbei. Nun bin ich wieder auf der Flucht, denn ich fürchte, dass meine Tätigkeit im Kopiererraum bereits weitergemeldet wurde.

Ich werde eingefangen und soll etwas unterschreiben, was dem Akzeptieren des bestehenden Kriegszustandes gleichkommt. Ich weigere mich und überlege meine Möglichkeiten: Viel Geld vom Konto abheben und versuchen, nach Patagonien zu gelangen? Wird man mich ausreisen lassen, wenn ich nicht unterschreibe? Wird man mich ausreisen lassen, wenn ich es tue? Ich werde gejagt werden. Man wird nach mir suchen.

Um den Krieg zu beenden, stelle ich mein Apartment zur Verfügung. Der Krieg soll entschieden werden, indem in einem geschlossenen, begrenzten Raum (wie es bei meinem Apartment der Fall ist) jeweils nur eine abgezähl-

te Anzahl von Soldaten von jeder Seite zugelassen wird. Auf diese Art möchte ich verhindern, dass sich der Krieg ins Unkontrollierbare ausweitet und Zivilisten involviert werden. Der Ausgang des Krieges in meinem Apartment entscheidet dann über Geländegewinne oder Rückeroberungen, ohne dass auf diesen Gebieten selbst gekämpft werden müsste. Die erste Vereinbarung ist, dass jede der beiden Seiten zunächst fünfzig Soldaten in den Kampf schicken darf. Sind diese tot oder verletzt, dürfen die nächsten fünfzig Soldaten kämpfen, stets so, dass sich von jeder Seite dieselbe Anzahl an Soldaten im Kampf befindet. Der Krieg ist verloren, wenn eine der Kriegsparteien keine Soldaten mehr besitzt, die sie entsenden könnte. Ich sehe mir die Kämpfe an und stelle fest, dass hundert kämpfende Soldaten in meinem Apartment keinen Platz haben. Selbst wenn man die Regeln ändert und jeweils nur zwanzig gegen zwanzig Soldaten dort kämpfen dürfen, ist der 32-Quadratmeter-Raum so voll, dass sich die Kämpfenden kaum bewegen, zumindest nicht zu einem Schlag ausholen können. Was grundsätzlich zu begrüßen ist. Stirbt trotzdem jemand oder wird schwer verletzt, wird er herausgetragen. Eine Frau mit einem Klemmbrett führt eine Strichliste und kontrolliert so die Truppenstärke.

In den Kellerräumen und Gängen unterhalb des Kampfgebietes findet ein Bankett statt. Die Soldaten können sich hier stärken. Auch die Organisatoren des Kampfes halten sich hier auf, wenn sie nicht gerade in meinem Apartment Aufsicht führen. Es werden üppige Speisen kredenzt; volle Teller mit Austern werden im Nu geleert. Jemand sagt: „Da will jetzt noch der donnernde Hund verhurt werden.“ In den höhlenartigen Räumen befinden sich Schlafkojen. Sich hier als Pazifist zu outen, gilt als gefährlich. Ich beschließe, für den Rest meines Lebens traurig zu sein, ohne mich dabei schlecht zu fühlen. Ich höre die Stimme sagen: „umfängliche Ratifizierung unerwünscht“, und weiß, gemeint ist: Warum alle beteiligten Mächte ein Interesse an der Fortsetzung des Krieges haben.

Oberarchivar Rembert hat davon gehört, dass sich in meiner Wohnung die Soldaten eingenistet haben und ich in eine noch kleinere Wohnung, wenn nicht direkt ins Altenheim, umziehen muss. Er bietet mir an, wieder regel-

mäßig zum Arbeiten ins Archiv zu kommen. Er meint, aus mir ließe sich noch etwas machen. Im Filmarchiv stehen nun auch einige Umzugskartons aus meiner früheren Wohnung. Darin befinden sich unter anderem von mir gemalte Ölbilder auf Leinwänden, auch Porzellanvasen und andere Dinge, die nach meinem Umzug in die kleinere Unterkunft keinen Platz gefunden haben. Ich will die Sachen sehen, und Rembert sagt mir, ich könne sie jederzeit wieder zu mir nach Hause nehmen. Dort wüsste ich sie nirgends unterzustellen. Die vollen Umzugskartons sollten besser im Archiv bleiben, sofern ich dort Zugang zu ihnen habe. Im untersten Fach des Metallregals liegen meine beiden Briefmarkenalben mit einem Einband aus Schlangender-Imitat. Jemand fragt: „Gibt es dafür auch Paktische von internationalem Zuschnitt?“

Wer immer aus meiner Wohnung alle Exemplare des letzten Werks entwendete, hat nicht damit gerechnet, dass sich eine ältere Version im Archiv befindet. Ich möchte das gebündelte Konvolut gut verpackt von der Arbeit mit nach Hause nehmen. Es gibt jedoch eine zentrale Verpackungsstelle, die jedem Gegenstand zwei oder drei weitere Dinge hinzupackt, zum Beispiel eine Plastikflasche mit einer duftenden Flüssigkeit, weniger intensiv als Parfüm. Das Päckchen wird größer, als ich wollte. Ich transportiere es in einer alten Straßenbahn, weiß die richtige Haltestelle, an der ich aussteigen muss, und werfe es voraus, bevor ich selbst die Bahn verlasse. Das Paket poltert eine lange Treppe hinab zum Hafen. Ein Gully steht offen; ein Rohr, bis dicht unter dem Straßenniveau mit Wasser gefüllt. Dort fällt es hinein, versinkt, und als es wieder aufsteigt, hat es die Gestalt eines Wischmopps oder kleinen Flokatiteppichs. Die roten Schnüre, die zum Paket gehörten, würgen das Bündel wie ein Hundehalsband. Handelte es sich nicht gewiss um mein Paket, könnte man den Gegenstand im Gully für einen toten Hund halten, vielleicht einen Chow-Chow oder, kleiner noch, einen Yorkshire Terrier. In der Nähe des Hafenbeckens halten sich viele Menschen auf, auch ein Polizist. Ich möchte einen unbeobachteten Moment abwarten, um den Gegenstand aus dem Gully zu ziehen. Einem offenen Schacht der Kanalisation, der waagrecht aus dem bebauten Hügel zum Hafen führt, entschwebt ein Kanu

mit mehreren Touristen. Ihre Masken aus Porzellan und lackiertem Holz erinnern an das alte China oder an japanisches Nō-Theater. Vermutlich dienen sie den Menschen, das Odeur der Abwässer zu ertragen. Als das Kanu in einem schmalen Kanal an mir vorbeischwimmt, bin ich von vielen Schülerinnen und Schülern in Uniformen und von Erwachsenen umgeben. Ein Reisebus steht bereit, in den fast alle Anwesenden verschwinden. Eine junge Frau will mich an sich ketten, um mich ebenfalls mit in den Bus zu nehmen. Es gelingt mir, mich von ihr zu befreien. Nur noch wenige Personen sind auf dem Platz; ich ziehe jetzt den Gegenstand aus dem Gully und verschließe die Öffnung mit einem Topfdeckel, der auf dem Pflaster liegt, ein glänzender Metalldeckel mit einem schwarzen Griffknopf, der auch auf meine Glas-tee-kanne passt. Nach Hause ist es nicht weit. Es gibt eine Abkürzung, doch der normale Weg führt ein Stück weiter im spitzen Winkel wieder zurück, rechts zur Wohnung der Eltern. Wer nach der Zeit des Mittagessens bei den Eltern auftaucht, darf nicht damit rechnen, eine noch warme Mahlzeit zu bekommen, aber meine Mutter hat für solche Fälle vorgesorgt und hält ein Ko-telett mit Rotkohl für mich bereit.

2

Meine Eltern wohnen in einem Haus mit einem Vorgarten und zwei Eingängen. Von beiden Teilen des Hauses kann man durch große Fenster das Eingangstor zum Vorgarten sehen. An den Wänden hängen viele Gemälde, offenbar Originale, schön, jedoch von einem nicht allzu bekannten Maler aus der Umgebung. Ich sitze in dem (von außen betrachtet) linken Teil des Hauses, während sich meine Eltern in dem rechten aufhalten. Vor mir steht ein großes Papptablett mit mehreren Stücken Kuchen und einer zerbrochenen Tafel Vollmilch-Schokolade mit ganzen Haselnüssen. Durch das Gartentor kommen eine Polizistin und ein Polizist auf die Haustür des Westflügels zu, in dem sich meine Eltern ausruhen. Sie interessieren sich für die Bilder an den Wänden. Es gäbe möglicherweise einen Zusammenhang zur Frage der Echtheit der Gemälde und zu einem Skandal, der im Ort für

Aufsehen sorgte. Mein Vater, den das Thema langweilt, kommt in den Bereich des Hauses hinüber, in dem ich mich befinde. Wir beschließen, das Tablett mit dem Kuchen in ein Papier zu wickeln, bevor die Polizei auch diesen Flügel durchsucht. Für das Tablett ist das Papier der Konditorei zu klein. Wir falten die Pappe, auf der der Kuchen liegt, zerquetschen ihn, nun passt das Papier. Über den Fußboden haben sich einige Schokoladenstücke und Haselnüsse verteilt, die ich mit einem Handfeger zusammenkehre. Ich stecke die noch intakten, genießbaren Nüsse in den Mund. Manche haben eine harte Schale und erinnern an große Bucheckern. Die Polizistin und der Polizist kommen zu uns herüber.

Meine Mutter bringt einem Migranten, der bei ihr Geschirr spült und Deutsch lernen möchte, die Zubereitung von Königsberger Klopsen bei. Er zeigt sich sehr interessiert. Ich helfe beim Spülen und Abtrocknen in der kleinen Küche, während neben dem Spülwasser der Migrant aus einer Teigschüssel Bällchen formt, sie einschneidet und mit Sahne und gehackten Nüssen füllt. Meine Mutter sagt zu uns: Ihr beide seid ein gutes Team. Diese Zeile greife ich singend auf: Ein Team, das kochte und obendrein die Sprache mochte. Meine Mutter möchte ebenfalls die Sprachen der Menschen lernen, die sie beschäftigt. Aus einem weiten Land kommt eine Frau, wischt das Parkett. Meine Mutter lernt mehrere Sprachen gleichzeitig. Über dem frisch geputzten Boden reinige ich das Kehrblech. Das Kehrblech erzeugt elektronische und menschlich klingende Musik, wenn ich von ihm den Dreck löse, viel zusammenklebenden Dreck, eine schöne Stimmführung. Tiefe vibrierende Töne verwandeln sich in helles Pfeifen, das klingt wie zwischen Liobas Lippen moduliert.

Ich bewirte ein jüngeres Paar, das zu Besuch ist, Viola und Axel. Beim Aufteilen des Essens aus einer Bratpfanne – es sind vielleicht Spiegeleier, vielleicht aber auch Schnitzel oder Röstli – stellt sich mir die Frage, ob das Paar zusammen eine Portion bekommt oder jeweils eine, und ich die andere. Anders gesagt, ob ich die Spiegeleier, Schnitzel oder Röstli auf zwei oder auf drei Teller verteilen soll. Es stehen drei Teller auf dem Tisch. Die Griffe der

Messer und Gabeln sind handgestrickt, aus feinem Strickgarn in engen Maschen und sehr bunt. Blautöne dominieren. Auch die Nagelbürste hat um das Holz herum eine gestrickte Ummantelung. Meine Mutter erläutert dem jungen Paar, das Besteck hätte ich selbst gestrickt, in meiner Jugend. Ich rechtfertige mich damit, dass die meisten Menschen irgendeiner Art von Zeitverschwendung nachgehen. Anstatt in – ich nenne den Namen eines langweiligen Standardwerks, das für unser Studium unerlässlich war, vielleicht das Sozialgesetzbuch – zu lesen, hätte ich viele Stunden mit Stricken verbracht, ähnlich wie andere Menschen in Heimarbeit Tüten kleben. Beim Reden merke ich sofort den Unterschied, dass die Heimarbeit des Geldverdienens wegen gemacht wird, während ich durch das Stricken von Gabel- und Messergriffen nichts verdient habe.

Am Tellerrand sehe ich kryptische Zeichen, deren Bedeutung zu kennen von jedem vorausgesetzt wird, der als anständig gelten will. Mir ist klar, fast jeder Mensch kennt diese Zeichen, sicher auch das junge Paar. Doch leider kann ich mich nicht erinnern, was mit ihnen gemeint ist. Sie sind leicht mit anderen Bedeutungen zu verwechseln.

Mit meinem Vater laufe ich durch einen großen Baumarkt. Wir kaufen zwei Päckchen Batterien. An der Fleischtheke fragen wir nach Gehacktem. Lange Zeit werden wir nicht bedient und laufen dem Verkäufer zu einer größeren Fleischtheke nach, hinter der sich eine ganze Fleischfabrik auftut. Mehrere Mitarbeiter sind hier tätig, und es ist schwierig, an den Angestellten, der uns bedienen sollte, heranzukommen. In dieser Großmetzgerei gibt es eine Zerlegungsmaschine, in die komplette Rinder geworfen werden. Man hört dann die Maschine arbeiten und ihr Werk tun. Es wird auch ein Mensch, bewusstlos, aber wahrscheinlich noch lebend, auf die Metallschräge gelegt, die ihn in die Maschine rutschen lässt. Zu hören sind zwei oder drei brutale Schnitte, die den Körper zunächst in große Teile zerlegen, dann werden die Schnitte leiser und feiner, bis zuletzt, ähnlich dem Züngeln einer Schlange, Schleifgeräusche zu hören sind, die vielleicht auf ein Abschälen der Knochen hindeuten.

Ein anderer Mitarbeiter sagt uns nun, man könne kein Gehacktes mehr herstellen, da die Fleischsektion um 16 Uhr schlieÙe. In der Stadt gebe es noch Metzgereien, die bis 18 Uhr geöffnert hätten. Zuhause wartet meine Mutter auf die Batterien für die Fernbedienung. Mit meinem Vater möchte ich nach Brasilien oder Chile reisen. Er muss jedoch am Montag wieder zurückfliegen. Wir überlegen, wie wir die Reise am besten planen und vorbereiten. Meine Mutter hält die Fernbedienung in der Hand und drückt auf einige Tasten.

„Wir haben Enge in Räume umgewandelt“, sagt eine Stimme. Jemand muss der Fernseher eingeschaltet haben. Es wird ein Tischtennis-Spiel übertragen. Im Kommentar geht es permanent darum, wie viele Kilometer es von verschiedenen Orten aus nach Düsseldorf sind. Eine Zuschauerin, die während der Sendung anruft, sagt, sie wohne in Nettesleben; das liege in der Nähe von Düsseldorf. Ich wundere mich über diese Aussage. Für wen erklärt sie das? Für Zuschauende in Chile oder Brasilien, die vielleicht Düsseldorf kennen, Nettesleben aber nicht? Warum hat sie nicht „near Cologne“ gesagt?

Eine Fernsehsendung, die aus dem Treffen zweier prominenter Männer besteht, wird jeden Dienstag ausgestrahlt. Einer der beiden wird gefragt, warum nur einmal pro Woche und warum dienstags, da doch bekannt sei, dass sich die beiden Freunde viel öfter treffen. Er antwortet: „Ja, aber das ist der einzige Tag, an dem wir beide nackt sind.“ Auf den Einwand des Fragestellers, im Fernsehen sähe man nichts von ihrer Nacktheit, antwortet er: „Stimmt. Aber wenn wir beide nackt sind, ist es leichter, uns beide mit den passenden Sachen auszustatten.“

Die meisten von uns – Irónja, Gilbert, verschiedene Gäste und auch Lioba, die gestern bei uns eingezogen ist – haben es sich auf den beiden Sperrmüllsofas und in den Sesseln gemütlich gemacht und sehen sich die beliebte Show *Hoch Ärger* an. Nur Merle nicht, die für Fernsehen nichts übrig hat. Auf einer Sessellehne liegt eine hellgrüne Wolldecke, die ich unter Liobas Sessel schiebe, damit das Parkett nicht verkratzt. Eine oder zwei Personen schlafen in hohen Kühlschränken, deren Türen von der Wohnungstür kaum zu unterscheiden sind.

Im Fernsehstudio diskutiert nun eine Gruppe die Alternative: Wie man eine Frage formuliert oder wie man geht. Es werden vier Personen gezeigt, von denen eine eventuell ein Toter sein könnte. Das darf nicht sein, da im Fernsehen keine Leichen gezeigt werden sollen. Es käme aber, sagte eine der mitdiskutierenden Frauen, darauf an, wie man die Frage formuliert. Thema ist das Spiel der Geheimdienste und die Frage, inwieweit es für uns durchschaubar ist. Ein Professor ist in einem Metallgestell eingezwängt. Das Gestell bewirkt eine zunehmende Auflösung seines Körpers. Er ist fast nur noch Gehirn. Jemand sagt: „Was Menschen sich gegenseitig antun können.“ Dazu sehen wir einen körperengen Faradayschen Käfig, auf den Blitze einprasseln und aus dem anschließend ein Mensch hervortritt, direkt unter ein Fallbeil; das Volk hat ihn verurteilt. Eine Schauspielgruppe fühlt sich beleidigt. Wer schaltet das Programm dauernd um? Niemand hat eine Fernbedienung in der Hand; niemand steht auf, um am Apparat etwas zu schalten. Als würde das Gerät das Programm bestimmen und dabei auf unsere unterschiedlichen Interessen Rücksicht nehmen. Während des letzten Beitrags war ich der Meinung, viele Sätze, die ich für intelligent oder zumindest rätselhaft und bedenkenswert hielt, mitgeschrieben zu haben. Am Ende der Sendung muss ich jedoch feststellen, dass nichts auf dem Papier steht, und ich kann mich an keinen der Sätze erinnern.

In unserer Wohngemeinschaft wird das Thema des Partnerwechsels besprochen. Es steht die Theorie im Raum, für die Evolution sei es das Richtige, öfter andere Partnerinnen oder Partner auszuprobieren. Nach einigen Experimenten in dieser Richtung stellt sich die Frage „Machen wir weiter?“ Gilbert kneift mir bestätigend mit Zeige- und Mittelfinger in den Hals. Merle schneidet sich die Haare stoppelkurz, damit alle Freunde immer zu ihr zurückkommen. Das funktioniert. Während ich im Bett liege, kommt sie mit einem fremden Mann in die Wohnung. Sie war ausgegangen und trägt ein kurzes Kleid. Den Mann sehe ich nicht. Ich sage, ich sei wach, worauf sie mich fragt, ob sie mich geweckt habe. Nein, sage ich, ich sei schon wach gewesen. Ihre Eroberung des Abends ist ein Finanzbeamter. Sie gehen ins Nachbarzimmer, in dem ein Doppelbett steht.

Mit Lioba liege ich auf dem Dach eines Hochhauses, dessen Fläche nicht größer als die eines guten Hotelbetts ist, Kingsize. Wir liegen aufeinander und bewegen uns. Da beginnt der Wolkenkratzer zu schwanken, pendelt heftig hin und her. Ein Erdbeben. Das Hochhaus droht uns abzuwerfen. Was aber, wenn sich die Energie nicht von unten nach oben fortpflanzt, nicht aus der Erde aufsteigt und alle Hochhäuser der Stadt schüttelt, sondern wenn wir, Lioba und ich, durch unser Saugen und Stoßen die Erderschütterung auslösen? Wenn wir Liebenden weltweit durch die Kraft unserer Leidenschaft den Boden zum Beben, die Vulkane zum Sprühen brächten?

Auf der Entbindungsstation steht jemand und hält in jeder Hand eine Signalkelle, ähnlich den Einwinkern, die auf Flughäfen den gelandeten Maschinen ihre Parkposition zuweisen. So muss der Lotse jedes Mal ein Zeichen geben, damit das nächste Kind geboren werden kann. Die Hebamme sucht den Geburtswedelkamm. Gebären geschieht hier im Akkord.

Die Geburt der Zwillinge unserer Kollegin Marthe soll gefeiert werden. Die Chefsekretärin schenkt ihr einen besonders langen Kinderwagen, einen Dackel, Babykleidung und organisiert die Feier. Ich habe kein Geschenk und schlage der großzügigen Kollegin vor, mit ihr die Kosten zu teilen.

Wir frühstücken in einer größeren Gesellschaft an einem langen Tisch auf einer Sitzbank. Wenn man sich hinsetzen möchte, ist es gar nicht einfach, seine Beine unter die Tischplatte zu bekommen, ohne seine Sitznachbarn zu bitten, aufzustehen. Das ist öfter mal nötig, da auf dem schmalen Tisch kein Platz für alle Lebensmittel ist, und jeder immer wieder aufsteht, um sich an den kleinen Tischen hinter uns zu bedienen. Viel ist nicht mehr da, und was es noch gibt, gefällt mir nicht. Ich schneide Brot, das bereits von Milchkaffee durchtränkt ist. Als Brotbelag sehe ich nur einen langen Räucheraal, den ich in dünne Streifen zu schneiden versuche. Weil das zu lange dauert, biege ich den Aal so, dass ich mit jedem Schnitt an beiden Enden Stücke abschneide. Durch das viele Erzählen zu Themen, die mich

wenig interessieren, komme ich kaum dazu, mein Frühstück zuzubereiten. Die interessierten Fragen einer Frau, die mir gegenüber sitzt, betreffen hauptsächlich meine Rivalin und einen Abschnitt meines Lebens, den ich am liebsten vergessen würde. Die Stimme sagt: „Beim Erzählen ist man oft einsam. Vor allem, wenn man bestimmte Dinge anspricht.“ Sie sagt nicht, welche.

Unser Chef ist für die Feier verkleidet und sieht ähnlich wie Ryuichi Sakamoto auf dem Album-Cover von „Sweet Revenge“ aus, nur zwanzig bis dreißig Jahre älter; statt einer Federboa trägt er einen pelzverbrämten Überrock. Er wirkt asiatisch und sehr herrschaftlich. Man hat sich für einen schlechten Film entschieden, der ausgezeichnet wird. Eine schriftliche Arbeit muss zu einem bestimmten Termin fertiggestellt werden. Unser Chef kontrolliert durch ein Kellerfenster, wie weit wir sind. Meine Arbeit ist halb fertig. Der Termin zur Präsentation steht bevor. Der Chef verlangt, dass wir die Texte, die wir schreiben, auch auswendig aufsagen können. Er zitiert zum wiederholten Male einen Satz, den jemand von uns mal gesagt haben soll, eine Lebensweisheit, die mir nie einleuchtete. Jetzt steht er neben mir und diktiert. In seiner Anwesenheit vertippe ich mich viel öfter, als wenn er nicht neben mir steht. In dem Text geht es um die Veranstaltung, die wir vorbereiten. Ich überlege, ob ich nicht erst einmal die Dreckecke putzen sollte. Dort hat sich viel Staub angesammelt und in den Boden eingefressen. Beim Putzen löst sich eine Bodenfliese, wodurch sich eine Tür zu einem Nebenraum öffnet, der eigentlich immer verschlossen bleiben sollte. Die Stimme aus dem Off sagt: „Seine Schrift ist nicht mit der Paul McCartneys zu vergleichen. Seine Schrift kommt aus den Tiefen unermesslicher Pest.“

Für meine Kollegin Gabi, die im Urlaub ist, habe ich die Aufgabe übernommen, ihren auf dem Balkon festgebundenen Gorilla zu füttern. Ich glaubte zunächst, es werde ausreichen, einmal pro Woche nach dem Gorilla zu sehen. Gestern erst habe ich ihn mit einer Möhre gefüttert. Heute denke ich, es ist nicht genug, ihm nur jeden Samstag eine Möhre zu geben. Auf dem Balkon der Düsseldorfer Wohnung ist er mit einem Stoffband ans Geländer

gebunden. Wenn ich ihn nicht ausreichend füttere, könnte er sich losreißen, über das Balkongeländer nach unten in den Garten turnen und sich selbst etwas zu essen besorgen. Wer weiß, was das sein wird. Es ist allerdings viel Aufwand, jedes Mal nach Düsseldorf zu fahren. In Düsseldorf benötigt man als Fahrgast der Straßenbahn einen speziellen Führerschein, der auch den Nachweis zur Bedienung des Fahrkartenautomaten einschließt. Die Prüfung wird unter Aufsicht durchgeführt. Ich habe andere Dinge zu erledigen. In einem Einkaufszentrum besorge ich mir eine Zimmerantenne für den Fernseher und lege sie in den Einkaufswagen – eine Wurfantenne, ein rosafarbenes breites Plastikband, das sich gabelt wie meine Hosenträger. In einem Durchgang befinden sich nebeneinander zwei Independent-Plattenlabel, die LPs mit schönen Covers herausgebracht haben. Einen der Verleger sehe ich hinter der Glasscheibe eines Restaurants in der Ladenstraße und gehe hinein. Dem Inhaber eines Plattenlabels, der gute Musik veröffentlicht und Geldsorgen hat, rate ich, schlechte deutsche Schlager zu verlegen.

Nun weiß ich nicht, wie ich mit dem Einkaufswagen vom 1. Obergeschoss ins Erdgeschoss kommen soll, da keine Rampen oder Rolltreppen vorhanden sind. Vor den Überwachungskameras übertreibe ich meine Verzweiflung theatralisch. Endlich finde ich einen Aufzug. Ein Mann in einem stinkenden Pullover tut so, als wolle er mir helfen. Gehört er zum Einkaufszentrum, und ist er angestellt, damit Kunden wie ich eine solche Mall in Zukunft meiden? Im Aufzug drücke ich einen Knopf, auf dem ich ein verblasstes E für Erdgeschoss vermute, und sage zu dem übereifrig hilfsbereiten, auf mich jedoch widerlich wirkenden, Mann: „Wiedersehen, nee, wiedersehen nicht.“ Im Erdgeschoss muss ich mich orientieren, wo sich der Eingang zum Einkaufszentrum und wo das Parkhaus befindet. Bin ich schon an der Kasse vorbei?

Ich spüre, ich muss schnell nach Düsseldorf, um eine Katastrophe zu verhindern. Der Kaufhausdetektiv bemerkt meine Flucht und folgt mir. Die Wurfantenne wickelt sich um meine Beine. Oder sind es die Hosenträger? Ich beginne stolpernd zu rennen und werde vom Kaufhausdetektiv eingeholt, der meinen Kassenbon sehen will. Ich sage ihm, wie wichtig es ist, dass ich schnell zu dem Gorilla komme, da nur ich ihn besänftigen kann. Da

hat der hungrige Menschenaffe auch schon mit Leichtigkeit das Stoffband, das ihn an die Balkonbrüstung gefesselt hatte, durchgerissen und verlässt die Wohnung durch die nicht abgeschlossene Tür. Er kommt nun auf das Einkaufszentrum zugerannt. Andere Menschen sehen erschrocken, aber tatenlos, zu. Mit einer Möhre versuche ich ihn zu beruhigen. An einem rechtwinkligen Riss lässt sich das Fell des Gorillas umklappen und seine Unterseite fotografieren, die grau ist, was der Wissenschaft bisher unbekannt war. Er frisst mir aus der Hand. Mit der Urlaubsvertretung habe ich mir viel vorgenommen. Bis die Kollegin zurück ist, werde ich ihn täglich füttern müssen, und nicht nur mit einer Möhre.

In der Küche hole ich mir Kaffee und nehme ihn mit in einen Raum, in dem übers Internet eine Video-Konferenz stattfindet. Es soll Wichtiges besprochen werden, was uns alle angeht. Die Konferenz hat bereits begonnen. Auf dem Bildschirm sehe ich in Großaufnahme jemanden in einer kurzen dunkelblauen Schlafanzug hose durchs Bild laufen; nur die behaarten Beine und die blaue Shorts sind zu sehen, und vom oberen Rand taucht zweimal kurz ein Kaffeebecher ins Bild. Dann fällt mir auf, dass das wohl ich bin, der mit seinem Kaffee vor der Kamera hergelaufen ist. In der Küche hatte ich keine Milch gefunden. Im Wohnzimmer, in dem alle zur Video-Konferenz versammelt sind – sicher mehr als dreißig Personen –, steht eine Thermosflasche auf dem Tisch, in der sich angeblich Milch befinden soll. Beim Anheben der Flasche merke ich am Gewicht, sie ist leer, und es kann sich um keine Thermosflasche handeln, sondern um eine gewöhnliche Einweg-Plastikflasche. Ich verlasse den Raum und gehe in die Küche zurück. Auf dem Bildschirm erscheinen eine blaue Schlafshorts und zwei behaarte Oberschenkel.

Wir sitzen am Tisch und essen Kuchen. Ein großer Hund mit einem hellen Fell kommt von links, stellt seine Vorderbeine auf meinen Schenkel und will mich küssen. So glaube ich zumindest. Er drückt seine Schnauze auf meinen Mund; seine Zunge leckt meine Lippen. Die Besitzerin sagt mir, er möchte Kuchen. Da sich nichts mehr auf dem Teller befindet, schiebt der

Hund seine Zunge in meinen Mund, um die letzten Kuchenreste zwischen meinen Zähnen herauszuklauben. Seine Zärtlichkeit habe ich falsch verstanden.

Eine Frau aus dem Vorstand eines Fördervereins, dem ich beitreten soll, macht ein Ratespiel daraus, um wen es sich bei dem Ehrenpräsidenten des Vereins handelt, der in einer Reihe mit anderen Personen vor mir sitzt. Sie sagt, er habe in Hollywood eine große Rolle gespielt und sei uns vielleicht aus den Medien bekannt. Ich frage ihn, ob ich ihn ohne den weißgrauen Bart leichter erkennen könnte, und er antwortet nach einigem Zögern, „Das ist lange her“, wobei ich ihm die Antwort in den Mund gelegt zu haben scheine. Ich streiche ihm über die weißen Haare. Die Frau aus dem Vorstand verrät, es handle sich um Kirk Douglas oder um Douglas Sirk. Für die anwesenden Vereinsmitglieder und Gäste soll ein Brunch bereitet werden. Man prüft, was an Lebensmitteln vorhanden ist, und findet Dickmach-Kekse sowie ein längliches angebissenes Stück Pizza, das auf der Straße gelegen hat. Nach einer kurzen Reinigung des Pizzastücks wird überlegt, ob man es den Gästen anbieten kann. Es dürfte ein Arme-Leute-Essen werden, aus Brotbraten statt Fleisch, mit braungerösteten Zwiebeln und Fleischextrakt für die Soße. Das Brot, in Scheiben geschnitten, aber noch als Laib erkennbar, befindet sich mit den Zwiebeln in einem Schmortopf. Ich drehe die Scheiben um, damit sie gleichmäßig bräunen. Die letzten beiden Scheiben sehe ich mir genauer an. Die eine stammt von einem kräftigen Körnerbrot, bei der anderen handelt es sich um Schwarzbrot. An beiden scheint sich an einer Stelle etwas Schimmel gebildet zu haben, kaum sichtbar. Es könnte sich auch um Mehlablagerungen handeln, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Um die fraglichen Stellen herum schneide ich rechteckige Löcher.

Einer der Filme, heißt es, wird versiegelt eintreffen. Er darf nur von der Person geöffnet werden, die ihn bestellt hat, und er darf nicht öffentlich, und selbst im privaten Kreis nicht unkommentiert gezeigt werden. Wir haben ein Seminar über die abwegigen Spielarten der Sexualität und über das Anderssein organisiert. Einige der Teilnehmenden haben sich ehrenamtlich zu

Vorträgen bereiterklärt. Das Seminar wird von einer jungen Schriftstellerin geleitet. Sie hält eine moralische Ansprache, in der sie meint, der Film sei nur unter einem bestimmten Blickwinkel zu erklären, und man benötige ein spezielles Wissen, um sein Zustandekommen zu verstehen. Dennoch verurteile sie das, was im Film zu sehen ist, aufs Schärfste, und beim Ansehen müssten wir uns fragen, warum wir das tun. Es sei unentschuldigbar.

Mit ihr unterhalte ich mich über eine ältere, bekannte Schriftstellerin, der große Heilkräfte zugesprochen werden und die auch viel mit Kindern arbeitet. Sie steht im Ruf, als Medium Kontakt zu einer anderen Welt zu haben. Die jüngere Kollegin, mit der ich darüber spreche, massiert mich. Ich liege mit dem Rücken auf einem Tisch und rutsche so weit über die Kante, dass ich mit dem Hinterkopf fast den Boden berühre. Sie massiert mich durch die Kleidung. Ich habe eine schwarze Hose aus Jeans-ähnlichem Stoff mit geflochtenem Gürtel und ein schwarzes T-Shirt an. Sie träufelt etwas Massageöl auf T-Shirt und Jeans und reibt es gründlich ein. In der Frage, ob die ältere, bekannte Schriftstellerin wirklich so gut mit den Kindern umzugehen versteht, wie man ihr nachgesagt, ist sie skeptisch. Sie habe selbst Kinder und wisse nicht, ob sie ihre Kinder der berühmten Kollegin anvertrauen würde.

Als der Film eintrifft, ähnelt er dem Modell eines UFOs und ist in einer fast undurchdringlichen Plastiksicht hermetisch eingeschweißt, als müsse die Umgebung vor seiner infektiösen Wirkung oder radioaktiven Strahlkraft geschützt werden. Die Sendung könnte direkt aus einer fernen Region des Universums mit unbekanntem Mikroben zu uns gelangt sein. Nur der Kinoleiter als derjenige, der den Film nach verschiedensten Sicherheitskontrollen endlich bestellen konnte, kennt den Code. Doch die richtige Eingabe aller Zeichen und Sonderzeichen allein genügt zum Öffnen der Verpackung noch nicht. Der Versendung des Films vorausgegangen war ein fast ebenso gut abgesichertes Paket mit Spezialwerkzeug. Ein Gerät, das nur bei ungenauer Betrachtung an eine Gartenschere erinnern könnte, ist dafür vorgesehen, einen dünnen Draht, der beinahe unsichtbar in der Plastikverschweißung des

Films in einem komplizierten Muster mäandert, zu durchtrennen – ein gefährlicher Akt, der der Entschärfung einer Tellermine gleichkommt.

Kurz vor der Vorführung hält sich mein Harndrang zwar in Grenzen, ich denke aber, es wäre gut, noch einmal zu gehen. Der flache Toilettenschlüssel muss zunächst elektronisch programmiert werden. Der Code besteht darin, den Roman *Die Jugend des Königs Henri Quatre* von Heinrich Mann komplett und fehlerfrei abzutippen, und ich kann nur hoffen, anschließend nicht auch noch die Fortsetzung, *Die Vollendung des Königs Henri Quatre*, in den Laptop eingeben zu müssen. Wartende, die ebenfalls kurz vor Filmbeginn noch auf die Toilette wollen, schauen mir über die Schulter, gedulden sich höflicherweise, bis ich den Absatz beendet habe, aber niemand will mich bei der Eingabe des Codes ablösen. Es bleiben uns nur noch zwei Minuten bis zum Veranstaltungsbeginn. Ich gebe auf. Eine junge Frau mit Locken, die neben mir auf den Raum zugeht, legt ihren Arm um meine Schultern. Vermutlich verwechselt sie mich mit ihrem Freund.

Zu der Mitarbeiterin, die die Einführung halten wird, habe ich Vertrauen. Sie leistet die ebenso schwierige wie gefährliche Aufgabe ehrenamtlich. In ihren sozialen Fähigkeiten, ihrem Verständnis für das eigentlich Unverständliche und Unnachvollziehbare, gilt sie als erfahren und verfügt über eine Art Geheimwissen. Obwohl im gedruckten Programm und auch in den mündlich weitergegebenen Hinweisen vor den schockierenden Inhalten nachdrücklich gewarnt wurde, haben sich viele der Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer im Kinosaal eingefunden. Eine Registrierung der Personendaten war die Voraussetzung.

Ich sitze in der dritten Reihe zwischen Lakonia Schmitt zu meiner Rechten und einem unbekanntem Herrn links von mir, habe meine Hose geöffnet und halte das erigierte Glied fest in der Faust umklammert. Das muss man so machen; es gehört dazu und ist dem Film völlig angemessen. Doch wenn ich mich im Kinosaal umschaue, befinde ich mich mit meinem Filmwissen offenbar in der Minderheit. Mag sein, dass hier und dort noch einige weitere Personen im Publikum Bescheid wissen, jedoch die Mehrheit ist schlecht

auf das Kommende vorbereitet. Die anderen Männer täten gut daran, ebenfalls ihr Genital festzuhalten, die Frauen, das ihre zuzuhalten. Stattdessen muss ich mir in meiner Umgebung als Außenseiter vorkommen, über dessen Verstoß gegen die Benimmregeln die Gesitteteren vornehm, wenn auch insgeheim naserümpfend, hinwegsehen. Niemand, nicht Lakonia, die mich gut genug kennt, noch der fremde Mann links neben mir oder die weiteren Personen in der Sitzreihe, nehmen Anstoß an meinem Verhalten. Doch bin ich enttäuscht von der Ahnungslosigkeit der meisten.

Die Mitarbeiterin spricht in ihrer Einführung von einem Film voll unnennbarer Gewalttätigkeit und Perversion. Weit über dem üblichen Grad des Verfalls wohne ihm ein unverkennbar orgiastischer Kulminationspunkt inne, der mit den Körperreaktionen der Zuschauenden korrespondiere. Obwohl ich den Film noch nicht gesehen habe, ist mir das, was sie sagt, nicht unbekannt, und ich bin auf das verstörende Erlebnis gefasst. Doch meine Mitwesen im Zuschauerraum? Ich bin davon ausgegangen, auch sie seien aus genau diesem Grund ins Kino gekommen, so, wie in Hitchcocks „Psycho“ jeder mit Spannung den Mord unter der Dusche erwartet. Nun befürchte ich, sie werden sich in wenigen Minuten von den unaussprechlichen Geschehnissen, die von der Leinwand unabwendbar auf sie überspringen, schutzlos überwältigen lassen. Oder werden sie das Ungeheuerliche nicht bemerken? Werden sie es in abgeklärter Stumpfheit zur Kenntnis nehmen, wie sie so Vieles unbeeindruckt an sich vorbeiziehen lassen?

In unserer Wohngemeinschaft wird ein „Pferderennen“ organisiert. Das erinnert mich an den überwiegend orangefarbenen Kaftan, den ich 1974 aus Marokko mitgebracht habe und der nicht mehr existiert. Ein Pferd, das ich führe, steigt über eine Holzbank, auf der Leute sitzen. Ich hebe die Beine des Pferdes einzeln über die Bank, die keine Lehne hat. Einige der Anwesenden applaudieren.

Auf einer dunkelgrünen Plastikplane, die, mit leichten Wellen, auf dem Boden ausgebreitet ist, versuchen wir Tischtennis zu spielen. Der Ball ist eine silberne Kugel. Beim Aufschlag schneide ich ihn von unten an, aber er springt auf dem Boden nicht richtig auf, rollt hüpfend und erreicht mit Mühe

das gegnerische Feld. Eine Stimme sagt: „Das Gewinnen im Tischtennis sagt viel über das Gewinnen überhaupt aus.“

In einer Spielpause treffen Merle und ich eine glatzköpfige Frau, die Merle kennt. Ich sage, mein Name ist Quirx, und dass wir uns schon einmal begegnet sind, als sie noch Haare hatte, im Stadtwald oder bei Ulla. Dabei fällt mein Blick auf ein Schaubild zur Anordnung der Organe im Körper, mit schriftlichen Kommentaren zu ihrer jeweiligen Funktion.

Das Fußballspiel wird mit bunten Ping-Pong-Bällen ausgetragen, auf einem nicht sehr kurz geschnittenen Rasen, in dem die Bälle oft steckenbleiben. Einige Spieler sind mit Hockey-Schlägern ausgestattet. Es kommt zu Rempeleien vor dem Tor bei einem Eckstoß. Beim scherzhaften Rückwärtslaufen drücke ich alle Männer hinter mir mit dem Rücken zurück. Ich verlange, dass der Ping-Pong-Ball beim Eckstoß genau an der Teppichkante neben der Tür gelegt wird, sodass der Ausführende hinter der offenen Tür Anlauf nehmen kann.

Das Bodenschach setzt sich hinter der Torlinie fort, wo es zu einer Art Billard wird, jedoch mit Bällen in der Größe von Kanonenkugeln. Ein junger Schach- oder Tischtennislehrer möchte Merle und mir etwas erklären. Die Figuren stehen in einer Konstellation, wie ich sie noch nie gesehen habe. Zwei Becher sind mit einem Feld Abstand zwischen ihnen aufgestellt. Wenn die Kugel mit einmaligem Aufsetzen auf dem freien Feld über beide Becher springt, darf man die Becher vom Spielfeld nehmen und einkassieren. Der junge Lehrer demonstriert das. Diese Spielregel erinnert mich an das Dame-Spiel. Ich möchte das, was ich soeben gesehen und gelernt habe, Merle vorführen. Sie zeigt sich desinteressiert, oder sie schläft. Das Spiel mit der springenden Kugel setzt sich auch über die beiden Wasserbecken mit den Seerosen fort. Der Garten mit seinen Abflussgittern in unterschiedlichen Mustern und Farben bietet die besten Voraussetzungen für dieses Spiel. Wir haben hier einen Wartebereich für „Freie“ und einen anderen für Vereinsmitglieder. Es geht darum, wie ein kleines Glas, in dem sich noch ein Rest Senf befindet, richtig entsorgt wird. Hierbei gelten für die Vereinsmitglieder andere Normen als für die „Freien“.

Im Park befindet sich auch ein Mann, der alle Spiele ausprobiert, bei keinem aber richtig mitmacht. Er kommt leicht mit Menschen aus allen Ländern ins Gespräch.

Eines unserer Rituale, bevor wir die Kinder ins Bett bringen, besteht darin, zunächst die Schnapsflasche anzusetzen, mit Schnaps zu gurgeln, ihn hinunterzuschlucken, danach die Zähne zu putzen. Der Mann neben mir hat das falsch verstanden und will nur den Schnaps trinken. Ich sage zu ihm: „Das ist doch kein Zähneputzen“, und füge, um es mir mit ihm nicht zu verderben, hinzu: „Ich meine, das ist schöner als Zähneputzen. Aber das eigentliche Zähneputzen kommt erst noch.“ Ich spüre meine trockene Kehle und erwarte vom „richtigen“ Zähneputzen, dass es mein Brennen im Hals löschen wird.

Er fotografiert Zelte und die Schatten der Menschen hinter den Zeltwänden; Menschen mit hochgesteckten Frisuren und mit Kinderwagen, Um die Spielwiese herum befinden sich offene Labore. Ein Mikroskop wird gesucht. Die Kommunikation findet über Kopfhörer statt, manche der Mikrofone funktionieren nicht. Die Landschaft aus Laboren und Spielflächen wird von Kanälen durchzogen, auf denen Boote schwimmen. Unterschiedlichste Tiere tummeln sich im Wasser. Ich sehe einen Wels-ähnlichen Fisch im Kampf gegen ein Krokodil. Wenn der Wels sein Maul aufsperrt, sieht man die vielen kleinen Zähnen, zu denen mir das Wort „Bürstenzähne“ einfällt. Dem Wels gelingt es, das Krokodil schwer zu verletzen und seinem Zugriff zu entkommen. Ein junger Wolf, sehr klein, eher ein Spielzeugtier, schwimmt durchs Wasser. Er begegnet einem Fischeskelett, das feste mit den Zähnen schnappt, wenn man an seinen Schwanzflossen zieht. Hingegen liebt das Gürteltier das trockene Ufer. Mit seinem biegsamen Panzer kann es sich zur Kugel zusammenrollen. Die Kinder spielen Fußball mit ihm.

Ein kleines Kind, das von seiner Mutter beschimpft wird, wälzt sich wütend auf dem Boden. Als es mich sieht, lacht es mich an und sagt: „Rette mich.“ Das bringt auch die Mutter, vor deren Zorn ich das Kind retten soll, zum Lachen, und sie sagt zu mir: „Ja, retten Sie ihn.“ Wir befinden uns am Rand eines Teiches, der von einem niedrigen Eisengeländer eingefasst ist. Das Ge-

länder kann und soll wohl nicht ernsthaft den Zugang zu dem angelegten Wasserbecken verhindern. Es hat gerade eine bequeme Höhe, um sich darauf einen Schuh zuzubinden, oder es könnte einem sich mit einem Stock vorantastenden Blinden signalisieren, nicht in dieser Richtung weiterzugehen. Die Eisenstangen verlaufen in einer Höhe von vielleicht dreißig Zentimetern, hoch genug für den Kleinen, sich unter der Stange an den gemauerten Rand des Beckens zu rollen. Zwischen dem Eisengeländer und dem Beckenrand ist genügend Platz, sodass das Kind nicht sogleich ins Wasser fällt, aber es muss dort, wo es jetzt liegt, aufgehoben und aus der Gefahrenzone gebracht werden. Merkwürdigerweise kann ich gerade jetzt mein Bein nicht hoch genug anheben, um über die Absperrung zu steigen. Wenn ich mich bücke, reiche ich nicht an das Kind heran, das sich weiterhin wohlzufühlen scheint und mich wegen meiner Unfähigkeit spöttisch anlächelt. Ich werde es wohl nicht davon abhalten können, sich in den Teich fallen zu lassen. Wenn es hineinfällt, denke ich, ist es nicht sofort tot. Das Wasser ist an dieser Stelle nicht tief, und ich kann das Kind dann vielleicht immer noch retten. Falls nicht das Krokodil schneller ist.

Ich setze mich mit der Schreibmaschine an einen der Tische unter den Bäumen und schreibe eine Bewerbung um ein Stipendium. Ein Knacken kündigt an, dass sich ein Ast löst, doch es klingt, als würde er an einer weit entfernten Stelle des Kronendaches abbrechen. Deswegen schreibe ich weiter. Entgegen meiner Erwartung fällt der Ast dann auf den Tisch, an dem ich sitze, erweist sich jedoch als viel kleiner, als es nach dem vorausgegangenen Geräusch geklungen hat.

3

In einem Raum mit zwei großen hellen Fenstern über Eck findet eine Kunst-Aktion statt. Die Aktion ist ernst und politisch. Ein muskulöser Mann hangelt an einem Gestell eine Strecke in einer bedeutsamen Abmessung entlang: viermal 2,56 Meter. Beim Kopfstand auf seinem Partner hält sich der

Artist an dessen Wimpern fest. Er weiß, wie stark er sie belasten darf, ohne sie auszureißen. Im Museum sollte man, um die Konstruktion des Gebäudes zu erkennen, im Erdgeschoss einmal durch eine Tür ins Freie gehen, eine kleine Treppe hinunter, über ein Metallgitter in einen Verbindungsgang. Von dieser Stelle aus blickt man hoch und sieht, wie die Gebäudeteile an den Kanten miteinander verbunden sind und sich gegenseitig halten. Wir nehmen Abschied von einem Schauspiel-Ensemble, das gemeinsam sterben wird. In der Totenhalle sind alle nur mit einem dünnen gelb-weiß-gemusterten Hemdchen bekleidet. Manche der Schauspieler – zum Beispiel ein Kahlköpfiger im mittleren Alter – zwinkern oder winken uns zu und scheinen dabei gelassen zu bleiben. Man merkt, dass sie Schauspieler sind. Professionell wirken ihre stummen Abschiedsgesten. Wir dürfen ihnen, die gleich sterben werden, jetzt nichts mehr geben, keine Abschiedsgeschenke, denn ins Krematorium oder zur Stätte ihrer Hinrichtung dürfen sie nichts weiter mitnehmen als die Hemdchen, die sie auf dem Leibe tragen. Sie lassen sich von uns, den Zuschauenden, würdigen und gehen stolz und gefasst in den Tod.

Es ist die Rede davon, dass ich beim nächsten Termin etwas vorführen darf. Meine Idee ist es, die Fenster als Leuchtflächen zu nutzen. Vielleicht beispiele ich nur die Wandfläche unterhalb der beiden Fenster. Ich denke dabei an den Firwitz mit einigen seiner Teilabrisse, die ich in Quadraten unter den Fenstern präsentiere. Mein Vorschlag wird von einem der Organisatoren aus der Künstlervereinigung abgelehnt, weil er ihm nicht genügend politisch erscheint. Er verweist auf das Hangeln bei der vorigen Aktion als eine explizit politische Geste. Er weiß nicht, was ich mir gedacht habe und kennt den Firwitz nicht. Trotzdem werde ich mir weitere Gedanken machen müssen.

256 Teilabrisse, dann ist die Welt erledigt. Nicht in dem Sinne, wie ein Killer jemanden „erledigt“, sondern eher wie ein Verwaltungsmensch einen „Vorgang“ erledigt. Ohne Enthusiasmus, ohne Abneigung, jedoch mit dem Eindruck des Beliebigen, getrieben von keiner anderen Zwangsläufigkeit als der, die sich aus der Handlung selbst erklärt.

Nicht erledigt, sondern abgehandelt ist die Welt nach 256 Teilabrissen. Abhandlungen, Abrisse, nach denen weitere Handlungen unmöglich sind. Es gibt nichts mehr zu tun. Nicht das Geringste. Nicht das Größte. Alles ist abgerissen, alle Beziehungen zu jeder Art von Welt gekappt. Ich schreibe Traktate. Ich traktiere die Welt mit meinem Firwitz. Eine Ananas dient mir zur Präsentation meiner Komposition. Ich schneide in eine der beiden Ananashälften das Manual einer Orgel.

Jemand möchte eine Zeichnung in Blau und Weiß fotokopieren. Der anwesende Künstler ist damit einverstanden. Der Mensch, der die Fotokopie anfertigt, stellt mir den Künstler vor, mit den Worten: „Das ist übrigens Banksy“, woraufhin Banksy – ein etwas „irisch“ aussehender Mann mit rötlich blonden Haaren – mich überschwänglich umarmt. Die Frau, mit der ich immer streite, ist ebenfalls auf der Künstlerfete und sagt, sie hätte sich ein eindeutigeres Verhalten von mir gewünscht. In einer Kunst-Aktion werden Unfälle nachgestellt. Der Lärm von Bauarbeiten, vermutlich von der anderen Straßenseite, vermischt sich mit Dialogteilen in der Galerie. So sagt die Frau, mit der ich immer streite, den Satz „Nein, ich tue das nicht, nicht, nicht, nicht, nicht, nicht“ – und jedes Nicht wird vom Schlag eines Hammers unterstrichen. Eine mehrfach für wenige Sekunden eingesetzte Kreissäge, die offenbar Holz zersägt, klingt wie eine Schiffssirene.

In der Galerie zieht ein junger Mann mit einem Röhrchen, das fürs Koksen gemacht zu sein scheint, nacheinander zwei Tischtennisbälle an. Durch das Röhrchen werden sie aufgeblasen, bis sie die Größe kleiner Luftballons erreicht haben. Dann lässt er sie mit der Hitze der Röhrchenspitze platzen. Aus einer Spritze spritzt er eine spermafärbene Flüssigkeit gegen die weiße Wand, sodass sich dort zwei runde Flecken bilden, die an Hoden erinnern. Er zertrümmert zwei Flaschen Champagner mit dem Etikett der Galerie, die zur Feier der Eröffnung bereitstehen. Die Besitzerin hat er zuvor erschossen. Da er weiterhin die Waffe bei sich hat, wagt niemand, gegen die zerstörerische „Kunstaktion“ zu protestieren. Der Erbe der nun toten Galeristin war kurz auf die Straße gegangen, um eine Zigarette zu rauchen. Die Galerie liegt in einem der Obergeschosse des Hauses. Jemand von uns geht eine

Treppe hinunter, um den neuen Besitzer über die Gewaltakte des Kunst-Amokläufers zu informieren. Der Erbe blickt besorgt, regt sich aber nicht auf. Er bevorzugt es, sich unauffällig davonzumachen. Ich überlege, seinem Beispiel zu folgen.

Das Hotelzimmer, in dem ich mich verberge, liegt im 8. Obergeschoss und bietet einen wunderbaren Blick über die Stadt. Neben der Rezeption im Erdgeschoss habe ich eine Waschmaschine gesehen. Ich ziehe alle Kleidung aus, um sie unten im Hotel zu waschen. Komplettnackt kann ich nicht in der Lobby erscheinen. Ein T-Shirt und eine Jogginghose halte ich zurück, die ich während der Abwärtsfahrt im Aufzug anzuziehen beabsichtige. Nicht bedacht habe ich, dass jemand den Fahrstuhl auf der Strecke anhalten könnte, um einzusteigen. Prompt geschieht genau das. Gerade erst losgefahren, in der 7. oder 6. Etage, bevor ich mich anziehen kann, öffnet sich die Tür; vor mir steht eine Familie mit zwei Kindern. Sie steigen ein. Auf dem Boden des Aufzuges befinden sich unsichtbare Zeichen, die erst durch das Auftragen eines Mittels lesbar werden und die man sich schnell und gut merken muss, da sie bald darauf wieder verblassen und nicht erneut hervorgerufen werden können. Die Zeichen erinnern an eine antike Schrift, aus deren Linien jedoch Teile herausgebrochen sind und die wir mit unserer Phantasie ergänzen müssen. Während wir den Hinweisen der inzwischen wieder unsichtbaren Zeichen folgen, werden wir von drei Männern beobachtet, die herausfinden wollen, was wir wissen. Sie sind bewaffnet und würden sicher nicht lange nachdenken, bevor sie auf uns schießen. Unsere Informationen mit anderen Menschen zu teilen, hieße, auch sie in Gefahr zu bringen. Wir laufen durch eine parkähnliche, weite Landschaft. Einige von uns kennen die Gegend aus ihrer Kindheit, waren aber lange Zeit nicht hier. Die Männer schießen auf ein fahrendes Cabriolet, in dem wir uns jetzt befinden. Wir hoffen, durch das Hochkurbeln des Seitenfensters zu verhindern, dass der Fahrer von einer Kugel getroffen wird. Offenbar können die Kugeln nicht durch das Glas des Fensters schlagen. Wir fahren durch ein leeres Parkhaus von gigantischen Ausmaßen. Die Szene ist unterlegt mit der Textzeile

„They are driven by a strange desire“, gesungen von Brendan Perry von der Gruppe Dead Can Dance.

Ich bin in eine Sushi-Bar geflüchtet, die sich im ersten Obergeschoss einer Shopping Mall befindet. Mit MPs bewaffnete Mafiosi oder Mitglieder der Yakuza stürmen das Lokal, nachdem sie im Erdgeschoss bereits ein Blutbad angerichtet haben. Die Verkäuferin versucht sie abzuwimmeln, während ich teures Sushi esse, das ich eigentlich gar nicht bestellen wollte und nur bestellt habe, um als Kunde unter dem Schutz der Verkäuferin zu stehen. Die Mafiosi sind gefürchtet und erschießen fast jeden. Die Stimme sagt: „Der Lebensweg ist vorgezeichnet.“

Das Schälchen mit dem japanischen Rosenkohl an der Sushi-Bar kostet 13 Euro. Ich frage, ob ich die Hälfte bekommen kann (obwohl die Portion bereits sehr klein ist), und will den Rosenkohl mit mehreren Sushi-Sorten kombinieren, die nur fünf oder sechs Euro kosten. Das Getränk kostet 1.000 Euro. Das antwortet mir auf meine Frage ein Mitarbeiter des Fremdenverkehrsvereins. Ein japanisches Paar hat bereits bezahlt, und ich will ihnen das Geld für mein Getränk erstatten. In meinem Portemonnaie befinden sich keine Euro, sondern nur mehrere violette Geldscheine mit einer aufgedruckten Fünzig. Handelt es sich um japanisches Geld? Mein Versuch, den wirklichen Preis für mein Getränk herauszufinden – denn an 1.000 Euro will ich nicht glauben – dauert so lange, bis das japanische Paar, das vermutlich für mich mitbezahlt hat, aufsteht und weggeht.

Das eine Getränk hat meinen Durst nicht gelöscht. Auf das Warentransportband einer Supermarktkasse stelle ich einen Becher mit einer anderen Flüssigkeit. Die Kassiererin kann die Farbe nicht sehen. Ich sage „Bernstein“ und hebe den Becher hoch. Dabei verschütte ich zunächst ein paar Tropfen auf ihre karierte Bluse. Dann gleitet mir der feuchte Becher aus der Hand. Ich kann ihn zwar noch auffangen, aber da ist er nur noch zu einem Fünftel voll. Den größeren Teil des klebrigen, bernsteinfarbenen Getränks habe ich auf die Bluse der Kassiererin verschüttet. Da sich die größten Flecken über

ihrer Brust befinden, kann ich ihr nicht beim Abtupfen der Flüssigkeit behilflich sein.

Mir fallen Geldscheine aus der Hosentasche, mehrere Zehn-Euro-Scheine, Zwanziger, Fünfziger. Manche landen in der Kanalisation oder in Erdlöchern, wo ich sie herauszufischen versuche. Das passiert so oft und es sind so viele Geldscheine, dass ich mich frage, ob nur ich sie alle verloren habe oder ob manche nicht auch anderen Menschen aus den Taschen gefallen sind. Ich bin jedenfalls der Einzige, der sich nach ihnen bückt, und manchmal finde ich dann noch weitere Geldscheine, deren Herkunft ich mir nicht erklären kann.

Der Hausmeister trägt eine ausgebaute weiße Holztür durch das Einkaufszentrum. An ihrer Stelle ist eine dickere Tür eingebaut worden. Ich bin allein auf einer Galerie, von der ich, weil alle Türen geschlossen sind, nur durch einen gewagten Sprung wieder heruntergelangen könnte. Eine mir beinahe ausweglos erscheinende Situation. Ich lege alle unnötigen Sachen ab und klettere über ein Geländer. Zwei junge Frauen kommen hinzu, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Da wird eine Tür geöffnet, und über eine Rampe gelangen wir ins Freie. Wir befinden uns in einem Dorf. Eisenpfeiler von einem abgebauten Skilift liegen auf dem Boden. Ich könnte die Dorfstraße weitergehen, merke jedoch, dass ich in die andere Richtung muss, wo das Hotel liegt, hinter den Bahngleisen. Ich weiß nicht, ob sich dort eine Brücke befindet. Die schon mehrfach gehörte Stimme, die ich noch immer nicht identifizieren kann, sagt: „aus Baugründen nach Graubünden“.

Die Bergwanderung soll von der großen Halle des Berggasthofs ihren Anfang nehmen. In der Halle gibt es ausreichendes und gutes Essen. Bevor ich mich mit den beiden jungen Frau auf den Weg machen kann, muss ich sicherstellen, dass der weißhaarige Mann, der mich an Leslie Nielsen erinnert, alles hat, was er braucht. Ich frage ihn, ob er nach dem Essen einen Kaffee möchte, was er bejaht. Im Kongresshotel wird einem der Kaffee zwar zubereitet und serviert, aber man muss das Kaffeepulver selbst mitbringen. Als

ich sehe, dass Leslie hinreichend bedient wird, gehe ich mit den beiden Frauen los. Den Namen der einen, Kryśka, merke ich mir, den der anderen Frau habe ich, soweit ich mich erinnere, nie erfahren. Durch das Gedränge suchen wir nach einem Ausgang. Auf einer Rolltreppe klettere ich auf das breite Metallgeländer zwischen den sich entgegenkommenden Rolltreppen, um schneller voranzukommen. Die beiden Frauen können mir ohne Klettereien ebenso schnell folgen. Im Freien befinden wir uns bereits in einiger Höhe und blicken in ein Tal zwischen steil aufragenden Felsen, in ihren unteren Teilen dicht grün bewaldet, oben vegetationslos felsig. Wir wählen eine Abkürzung, um auf den Hauptweg zu gelangen, klettern über glatte Felsen in geschwungenen Formen und landen vor einer zusammengezimmerten Hütte, deren Grundstück mit einer Eisenkette abgesperrt ist.

Auf Bächen treiben größere Frisbeescheiben. Ich versuche, auf ihnen zu balancieren. Die meisten Menschen angeln. Ich klettere über Baumstämme auf einen Hochseil-Parcours, hängele mich an einem Seil über den Fluss. Ich könnte auch den Gleiter benutzen, aber mit dem Schwung wäre es eine Kunst, weder im See noch in einer Baumkrone zu landen. Ein Weg verläuft näher am Fluss, der andere ein Stück weiter vom Fluss entfernt. Zwischen beiden gibt es mehrere Verbindungswege. Gern würde ich eines der Wassertaxis nehmen. Eine Treppe führt in den Kanal. Von den unteren Stufen aus ist das Wassertaxi gut zu erreichen. Kryśka und ihre Freundin warten dort schon auf mich. Dann kommt uns ein verliebt aussehendes Paar zuvor; das Vaporetto fährt mit ihnen ab.

Ein herabhängendes Tau hängt an der falschen Stelle, zu weit von mir entfernt. Ich springe und lande in einem Sandhaufen. Ich suche nach einer Schuhbürste. Hinter der Zugbrücke führt der Weg steil bergauf.

In der Dorfkneipe tanzen Jugendliche. Einer, der als Indianer bezeichnet wird, macht eine Geste, die ein anderer so versteht, als wolle der „Indianer“ einer Frau damit sagen, er wolle ihr Kokain in die Kniekehle streuen.

Der Kellner lässt sich viel Zeit mit der Bedienung. In einem Regal an einer etwas höheren Stelle der Wand stehen Weinflaschen mit Etiketten, die für die soziale Kommunikation gedacht sind, mit Sprüchen wie „My Friend

Dimitrius Worked Himself to Death“ oder „I seek Contact“. Die Flaschen soll man, wenn man eine gekauft hat, auf die Theke stellen und über die Aussagen auf den Etiketten Kontakt zu anderen Gästen aufzunehmen. Ich entscheide mich für die Flasche mit dem Workaholic Dimitrius. Der Wirt denkt gar nicht daran zu kassieren, sondern muss zunächst einen großen blauen Plastikbehälter mit geschreddertem Papier ausleeren.

Auf der Holztheke steht vor mir entweder ein Getränk mit einer steifen Schaumkrone, vielleicht ein übergroßer Cappuccino, oder eine Speise mit festem Eiweißschaum. Ich versuche, den Schaum so zu formen, dass ich darauf schreiben kann. Während ich noch überlege, wie mir das gelingen könnte, steht ein junger Mann neben mir, der mich in einer Sprache anspricht, die ich einmal ziemlich gut gesprochen habe, doch bin ich seit mehreren Jahren aus der Übung. Ich möchte mich nicht mit ihm unterhalten. Daraufhin beginnt er, Deutsch zu sprechen, was ihm gut gelingt. Er zeigt Interesse an der technischen Seite meines Problems, des Schreibens auf Schaum, macht Vorschläge, wie das klappen könnte. Ich muss jedoch meinen eigenen Weg finden, den Schaum zu beschriften. Vermutlich ist er Schriftsteller und mit ganz ähnlichen Fragen wie ich beschäftigt. Mit einem stechenden Blick sieht er mich aus grünen Augen an und sagt: „Du brauchst auch irgendeinen Groove. Du kannst hier nicht einfach nur so herumlaufen in Anzug und Krawatte. Schau mal, passt das nicht alles?“ Farblich passt bei ihm wirklich alles gut zusammen. Das Muster seiner rostbraunen Jacke taucht in der Stofftapete der Kneipe wieder auf. Dass die Jacke an den Ellbogen völlig durchgescheuert ist und größere Löcher hat, stört ihn nicht. Als er das Wort „Groove“ ausspricht, legt er in einer tänzerischen Bewegung seine Hand über den Kopf, mit der Handfläche nach oben. Vielleicht hat er recht; vielleicht sollte ich mir einen anderen Gang und exaltiertere Bewegungen angewöhnen. Kryśka geht hinter uns vorbei zur Frauentoilette und zwinkert mir im Vorbeigehen zu. Der junge Mann scheint darin einen Hinweis auf meine sexuelle Ausrichtung zu erkennen und entfernt sich.

Drei andere Männer diskutieren darüber, wie man sechs Straußeneier aus dem Nest rauben kann, ohne die Aggression der Straußenmutter auf sich zu lenken. Wie kann man sie davon abhalten, die Eier auszubrüten? Mir er-

scheint die Diskussion brutal. Ich nehme die Flasche Dimitrius und gehe nach draußen.

Wegen eines Stromausfalls erlischt im Garten der Gastwirtschaft die Musik. Im Dunkeln unterhalte ich mich mit Kryśka und ihrer Freundin über Konzerte, die wir besucht haben. Es sind zum Teil dieselben Gruppen, wie etwa Pink Floyd, jedoch zu völlig anderen Phasen der Band-Geschichte. Was die beiden Frauen wesentlich geprägt hat, fällt für mich in eine Zeit meines Lebens, in der ich schon weniger leicht zu beeindrucken war. Ich flunkere dabei auch ein bisschen, sage, dass ich manche Gruppen, von denen Kryśkas Freundin schwärmt, wie zum Beispiel die Bee Gees, ebenfalls im Konzert erlebt habe, jedoch zu einem sehr frühen Zeitpunkt, als sie gerade ihr fünftes Album herausgebracht hatten, und dass ihr Song „I Started a Joke“ beim Landeanflug auf Dinslaken entstanden sei, wo sie in eine kleinere Maschine umstiegen, die sie nach Nettesleben brachte. Zugleich denke ich, welche Auftritte ich verpasst habe: zum Beispiel mehrere von Frank Zappa, von The Cure oder auch David Bowie in Florenz. Ich frage mich, ob ich das bereue, ja, ein bisschen – unerheblich. Wenn ich sonst nichts zu bereuen habe, muss mein Leben wohl ganz okay gewesen sein.

Mit Kryśkas Freundin fahre ich Ski, wobei sie vor mir auf meinen Skiern steht. Wir kommen auf diese Weise schneller und angenehmer voran und zu unserer Herberge zurück, als wenn wir laufen müssten. Dort angekommen, beschließen wir, die Fahrt noch etwas auszuweiten und ein Restaurant aufzusuchen. Zuvor möchte ich jedoch in meinem Zimmer in der ersten Etage der Herberge meine Wanderkarte holen, die der grünen Wanderkarte von Meran gleicht. Kryśkas Freundin wartet solange in einer Ecke des Erdgeschosses. In der ersten Etage bemerke ich, dass der Toilettenschlüssel, der etwa die Größe meines Briefkastenschlüssels hat, nicht mehr an dem Nagel an der Wand hängt. Meine Mitbewohner, die beiden Archivare Rembert und Helfried, wissen nicht, wo der Schlüssel abgeblieben ist. Wir suchen vergeblich auch alle Regale ab. Die Toilette ist abgeschlossen, aber offenbar nicht besetzt. Dort sind auch mein Plattenspieler und die Musikanlage mit Verstärker und großen Lautsprecherboxen eingeschlossen, die ich für die

Rückfahrt ins Auto packen möchte. Ich überlege, wie die Rechtslage ist, wenn es nicht gelingt, vor meiner Abreise den Toilettenschlüssel zu finden. Ist der Eigentümer der Herberge verpflichtet, mir die Musikanlage nachzusenden? Währenddessen wartet Kryśkas Freundin im Erdgeschoss noch immer in Ecke darauf, dass wir zu zweit auf einem Paar Ski weiterfahren.

Die kleine Kirche Sankt Hilarius ist abgeschlossen. Ich muss hinein, denn in einem ihrer Nebenräume stehen meine anderen Sachen. Komme ich nicht in die Kirche, ist es zum Nachteil der Person, die nach mir in das Zimmer einzieht. Ich benötige Zeit, um alles auszuräumen und in den Wagen zu laden. Die Regale sind voller Bücher und CDs. Mir fehlt ein Karton, in dem ich sie zum Auto tragen kann. Vor der verschlossenen Kirche warten Menschen.

Der Pfarrer lässt sich mit dem Beginn des Gottesdienstes viel Zeit. Irgendetwas stimmt nicht. Man sieht ihn diskrete Gespräche mit einzelnen Personen führen. Kryśkas Freundin und ich fühlen uns gewarnt. Als der Pfarrer endlich den Gottesdienst beginnt, spricht er mit leiser und ruhiger Stimme, als hätte er nichts Außergewöhnliches zu sagen, und bittet die Anwesenden diskret darum, durch die Tür hinauszugehen. Außer Kryśkas Freundin und mir, die wir am hinteren Eingang stehen, reagiert niemand. Nur wir beide verlassen die Kirche sofort. Dadurch sind wir vermutlich die einzig Überlebenden eines terroristischen Anschlags, von dem wir jedoch nichts sehen oder hören. Wir überlegen, uns als Zeugen der Polizei anzubieten und uns auch von der Presse interviewen zu lassen. Jedoch: Würde es uns nicht erst recht verdächtig machen, wenn wir als Überlebende eines Anschlags aussagten, den wir nur als Warnung des Pfarrers mitbekommen, den wir in seiner Ausführung aber gar nicht erlebt haben?

Wir sind in einer fremden Stadt, jedoch meine ich, hier schon einmal durchgekommen zu sein. Die Stadt wurde auf einem hügeligen Gelände gebaut; viel altes Gemäuer. Das Gebäude mit der grünen Kuppel an einer erhöhten Stelle könnte ein altes Badehaus sein oder auch ein Archiv. Dahinter befindet sich ein hohes Viadukt. Mit Kryśkas Freundin – wenn sie noch ihre Freundin ist – habe ich eine Wohnung in einem der oberen Geschosse eines

Altbaus gemietet. Es heißt, wir hätten den Plan erfüllt. Das Öl soll ich auf das Mehl gießen, anstatt auf die Fische. Wir sind spät dran. Die Kunstaktion beginnt um 20 Uhr; es ist bereits 19:45 Uhr. Kryśkas Freundin beeilt sich nicht. Ich schließe sie in der Wohnung ein, um ihr die Dringlichkeit des Weggehens vor Augen zu führen, und gehe die Treppen hinunter. Eine Weile warte ich vor der Haustür. Eine alte Straßenbahn fährt vorüber, die ich für meinen Kindheitsfreund Knoffti, den Liebhaber historischer Züge und Straßenbahnen, noch schnell zu fotografieren versuche, bevor sie aus der Sicht verschwindet. Dann gehe ich wieder die Treppe hinauf, um Kryśkas Freundin aus der Wohnung zu befreien, die hoffentlich inzwischen fertig angezogen ist.

Wir nehmen den Zug. Dort betrete ich eine verschmutzte Toilette. Solange sich der Zug nicht in Bewegung setzt, kann ich das vorgefundene Ärgernis nicht hinunterspülen. Er steht mitten auf einem belebten Platz, und es ist nicht abzusehen, wann die Reise losgehen wird. Dann bin ich bei Kryśkas Freundin zu Hause. Wir warten auf ihre Schwester. Es geht darum, ob sie aus dem Land ausreisen muss, oder ob ich sie heirate. In der Wartezeit machen wir Fotos. Kryśkas Freundin sitzt auf einer niedrigen Mauer und zieht ihre Jacke aus; darunter trägt sie ein trägerloses Kleid, das ihre Schultern freigibt. Vor dem Foto zupft sie den oberen Rand des Kleides zurecht, so dass ihre Brüste vollständig bedeckt sind. Sie posiert wie ein Model.

Kryśkas Freundin, ihre Schwester und Kryśka selbst, das wird mit nun zu viel. Ich heirate die Schwester von Kryśkas Freundin nicht. Stattdessen gehe ich mit Kryśka durch einen beliebten Urlaubsort, und wir unterhalten uns über das Schreiben. Wir haben unsere Romanmanuskripte gegenseitig gelesen. Trotzdem stelle ich Fragen wie: Wie hältst du es mit der Spannung?

Wir wollen irgendetwas essen und kommen an zweistöckigen Holzbaracken vorbei, die zum Teil bunt angemalt sind und wie Touristenbuden aussehen. Wir überlegen, wohin wir uns setzen wollen, denn viele Lokale sind voll. Kryśka setzt sich ins Gras. Ein junger Mann mit einer Sprühflasche in der Hand fragt, ob wir Wein trinken wollen. Kryśka sagt ja und lässt sich

von ihm Wein aus der Sprühflasche in ihre hohle Hand spritzen. Der Wein heißt an diesem Ort „Gespritzter“. Ich forme beide Hände zu einer Schale und lasse mir ebenfalls von dem Kellner etwas Wein hineinsprühen. Ich finde diese Art des Trinkens zwar originell, aber etwas unpraktisch, und frage mich, ob, wie Kryśka es mir vorgemacht hat, eine Hand nicht ausgereicht hätte.

Leider muss ich am Montagmorgen wieder an meinem Arbeitsplatz sein. Es ist ungewöhnlich, dass durch dieses Dorf eine Straßenbahn fährt. Sie fährt sogar außergewöhnlich oft, ungefähr jede Minute. Zum Bahnhof sind es nur zwei Haltestellen. Die nächste Haltestelle befindet sich direkt unterhalb meines Hotelfensters. Ich überlege, ob sich die Benutzung der Bahn für zwei Stationen überhaupt lohnt. Wenn, dann nur wegen meines vielen Gepäcks. Es wird Zeit. Ich muss noch alles zusammenpacken und aus dem Hotel auschecken. Wieder fährt eine Bahn ab, die nächste sollte ich nehmen. Zur Not könnte ich auch zum Bahnhof laufen. Zeitlich käme das ungefähr aufs selbe heraus. Jedoch mit meinem Rollkoffer, der Reisetasche, dem Rucksack und dem Kleidersack mit meinen Anzügen könnte der Weg etwas anstrengend werden. Umständlich steige ich mit den vier Gepäckstücken in die Bahn ein. Dabei fällt mir die Sonnenbrille vom Kopf und landet in der Straßenbahn auf dem Boden. Noch habe ich keine Hand frei, um sie aufzuheben. Ich müsste mir am Automaten in der Bahn eine Fahrkarte besorgen, sollte aber dabei mein Gepäck im Auge behalten. Ein freundlicher Fahrgast hebt die Sonnenbrille auf und will sie mir geben. Da hält die Bahn schon in der Nähe des Bahnhofs, und ich habe wieder keine Hand frei, um die Brille anzunehmen. Rückwärts steige ich aus. Ein anderer Fahrgast reicht mir meinen schweren Rollkoffer an, während der eine noch immer meine Sonnenbrille in der Hand hält. Damit die Tür nicht zugeht, möchte ich die Reisetasche in die Lichtschranke stellen. Sie ist zu flach, und die Tür versucht mehrfach zu schließen, was ich jedes Mal verhindern muss. Endlich habe ich alles draußen und kann auch die Sonnenbrille in Empfang nehmen. Die nachfolgende Bahn wartet schon darauf, dass die Bahn, mit der ich

gekommen bin, weiterfährt und sie einfahren kann. Meine Aktion hat den Fahrplan durcheinandergebracht.

Mich beschäftigt die Frage, wie es der Zug geschafft hat, eine bestimmte Person nicht mitzunehmen. Nicht etwa, wie der Lokführer oder der Zugbegleiter es geschafft haben, sondern es war der Zug selbst, der das zustande gebracht hat. Aber wie? Ich sehe ihn über ein Viadukt fahren, und die Frau, die den Zug nehmen wollte, bleibt auf dem Bahnsteig zurück. Ich spüre einen schmerzhaften Krampf im rechten Oberschenkel. Der Bahnsteig ist nur vom Zug aus zu erreichen. Zu dem Bahnhof auf einem kleinen Hügel führt keine Straße und kein Weg. Das Gelände ist undurchdringbar. Über die Toilettenanlage gelange ich trotzdem in den Bahnhof und in den nächsten Zug. Einem Mitarbeiter des Goethe-Instituts, im Besitz eines Dienstpases des Auswärtigen Amtes, gelingt es, Kraft seiner Autorität den Zug zum Abfahren zu veranlassen, der eigentlich noch am Bahnhof warten sollte. Es folgt eine Fahrt durchs Bergische Land, das wirklich bergig ist und an die Landschaften von Modelleisenbahnen erinnert.

Auf der Weiterfahrt rettet mir das Wissen um die Namen mehrerer Direktoren des Goethe-Instituts, die ich auf die Rückseiten von Kleiderbügeln schreibe, das Leben. Ich weiß, dass ich einen Satz nur deshalb gesagt habe, um ein bestimmtes Wort unterzubringen, das ich schön finde und von dem ich annehme, dass meine Mitreisenden es in ihrem Leben nur selten gehört haben. Da ich es nicht gleich notierte, weiß ich nicht mehr, welches Wort es war. Hofsalonwagen oder Exkursionstriebwagen oder Chauffeurslimousinenkutsche? Außerdem lassen mich die Zweifel nicht los, ob die Fahrt in die richtige Richtung geht. Schließlich sind wir wieder an dem Bahnhof, an dem ich eingestiegen bin. Wir müssen noch einmal losfahren, zuvor aber ein Eis kaufen.

4

Mit Hilfe der Leute vom Literaturbüro räumen wir das Archiv auf. In der Reihe der Backsteinbauten, einer wie der andere, befinden sich überall Re-

daktionen von Zeitungen oder Zeitschriften, und wohl auch Buchverlage mit ihren Lektoraten. Die Eingangstüren im Erdgeschoss sind allesamt verschlossen. Die Redaktionsräume liegen in der 1. Etage. Das Erdgeschoss besteht über die Grenzen der einzelnen Gebäude hinweg aus einem Bücherlager, einer Halle mit endlosen Regalen. Hinter einer Ecke gibt es einen Kiosk. Ich empfinde es als Glück, hier zu sein und das kennenlernen zu dürfen. Eine Stimme sagt: „Das Glück zeigt sich darin, dass man es nicht erkennt.“

Wir gelangen in den Stollen eines Bergwerks. An seinem hinteren Ausgang folgt die Straße weitgehend einem Fluss. An manchen Stellen ist der Fluss verschwunden, und die Straße führt an einem steilen Abhang aus schieferartigem Gestein entlang. Um nicht auf der stark befahrenen Straße zu laufen, versuche ich trotz der beträchtlichen Schräge entlang des Abhangs weiterzukommen. Mittags gelange ich auf den Papierfriedhof. Dort sind Leichen bedruckten Papiers aufgereiht. Alle Probleme, die den Lebenden bewegen, werden abgeschoben in eine andere Welt. Auf alogische Evidenz ist stets Verlass in der namenlosen Identität des Denkens. Hier arbeitet der Volontär Ariel. Es geht ihm um die Präparierung einer Leiche und die Wahl eines Studienortes. An den ersten beiden Wunsch-Universitäten in England nicht angenommen, entscheidet sich der reisende Scholar für eine dritte, indem er sich zuvor mit Material zu seinem Studienthema eindeckt. Er will über eine Person schreiben, die mit der ersten seiner Wunsch-Universitäten besonders verbunden ist. Auf ihn wartet ein Schwimmbecken und eine junge Frau, eine Belohnung an diesem dritten Ort.

Gabi erkundigt sich bei mir, ob die im Archiv aufbewahrte Version eines Textes aus dem September 2017 mit der neuen Veröffentlichung weitgehend übereinstimmt und wo die Abweichungen liegen. Zugleich betrachten wir eine Münze, deren eine Seite einen Campingplatz zeigt. Der Prägung der Münze, die je nach dem Winkel, aus dem man sie betrachtet, mal deutlicher, mal weniger deutlich zu erkennen ist, liegt ein Foto zugrunde, das Gilbert vor mehreren Jahren im Freundeskreis versandt hat. Auf dem Foto sieht man ihn, mit den Füßen nach vorn, in einem kleinen Ein-Mann-Zelt liegen,

weitere Zelte sind um ihn herum aufgeschlagen worden. Mit einem Mal erscheint das Relief der Münze so transparent, dass wir Gilbert, sehr klein, jedoch in scharfen Konturen, im Zelt liegend erkennen können. Gabi, die sich nach den verschiedenen Textversionen im Archiv erkundigt hat, sagt: „Ich frage nur ein bisschen, weil ich gerade nichts zu tun habe, und um ein bisschen zu flirten.“ Sie fragt mich, warum ich mich so aufopfere für meinen Beruf. Bei meiner Antwort, „Ja, was soll ich denn sonst machen?“, schaue ich ihr ins Gesicht, das von der Sonne braun gebrannt ist.

Durch das offene Fenster hören wir ein Künstlerpaar, Mann und Frau. Improvisiert erzählen sie Geschichten. Beispielsweise ist ein Glas auf dem Boden zerbrochen, und die Frau denkt sich zu jeder einzelnen der kleinen Scherben eine kleine Geschichte aus. Gabi fragt mich, warum ich das nicht auch so mache. Ich vermute, es liegt daran, dass mir Phantasos und Phobektor tagsüber nicht helfen können; darf ich diese Antwort aussprechen?

An dem großen Quadrat aus Schreibtischen sitzen nur Gabi und ich. In ein leeres Fach oben im Regal räume ich einige Originalbände des „Zedler“ ein, des „Grossen vollständigen Universal-Lexicon(s) Aller Wissenschaftten und Künste“, das mit insgesamt rund 63.000 Seiten zwischen 1731 und 1754 in Halle und Leipzig erschienen ist. Ich nenne Gabi den Wert der in hellem Leder eingebundenen und mit verstärkenden Streifen quer über den Buchrücken versehenen Bände, was sie nicht interessiert.

Dagegen begeistern sie bestimmte Buchreihen, deren Titel sich teilweise an beliebten Fernsehsendungen orientieren. Sammler ordnen diese Bücher gern nach dem Kriterium, wer mit wem Sex gehabt hat oder noch haben könnte. Hermann Hesses „Knulp“ mit Frieda von Richthofen vielleicht. Oder Franziska zu Reventlow mit Adrian Leverkühn. Oder Becketts „Watt“ mit Katherine Mansfield? Das kann die Ebene der Autorinnen und Autoren betreffen, oder verschiedene Romanfiguren aus unterschiedlichen Werken; bei Sachbüchern auch die darin behandelten Personen.

Vergleiche ich diese Sammeltätigkeit damit, wie wir in früheren Jahren etwa die rororo-Taschenbücher mit Leinenrücken oder die Bände der Bibliothek Suhrkamp nebeneinander ins Regal gestellt haben, fällt bei den Reihen aus den 1990er-Jahren auf, dass hier keine großen Romane veröffent-

licht wurden und sich die Verlagsprogramme eher an Gefälligkeit orientierten.

Das Regal befindet sich auf einem offenen Güterwaggon, der sich nun langsam in Bewegung setzt. Bücher und Regal werden zur Uni-Bibliothek Bochum oder in die Kreisstadt Unna gebracht. Jemand klopft heftig an die Tür. Ein Fremder, den ich durch den Spion im Treppenhaus sehen kann, fordert energisch, dass ich ihm öffne. Er spricht von einem wichtigen Dokument, das er mir zu überbringen habe. Da die Tür durch eine Kette gesichert ist, öffne ich sie einen Spalt und erlaube dem Fremden, das Dokument hindurchzuschieben. Er wirft einen eher kleinen Kassenzettel in die Diele und besteht darauf, dass ich ihn hereinlassen muss. Ich halte das für einen Trick und ihn für einen Einbrecher.

Dörte und Ariel, die zusammen einkaufen gehen, hatte ich gebeten, mir ein Spitzbrötchen mitzubringen. Sie kommen zur Essenszeit zurück, haben mein Brötchen vergessen. Sie packen ihr mitgebrachtes Essen aus und beginnen mit ihrem Mittagmahl. Enttäuscht von ihrer Vergesslichkeit, will ich selbst losgehen, um mir ein Spitzbrötchen zu kaufen. Rembert ruft mir zu: „Und bring auch noch Kartoffeln mit!“ In einem Korb sehe ich drei kleine Kartoffeln mit einer rötlichen Schale und Erdresten. Ich bin mir nicht sicher: Möchte ich ihm den Gefallen tun? Ich bleibe da und schneide gleichzeitig mehrere Möhren, die parallel auf dem Brettchen liegen. Dabei trage ich eine Ritterrüstung und frage mich, ob mir die Kollegen zuerst den Helm abnehmen müssen, wenn sie mir den Kopf abtrennen wollen.

Vor Dörtes Augen mache ich mit den Fingern eine klappernde Schere und mit den Zähnen dazu das Geräusch. Es kommt zu einem scherzhaften Handgemenge. Ein großer roter Ledersessel, ein Holzblock mit zwei Schubladen, ein leerer Karton und zwei oder drei andere Gegenstände müssen die Treppe hinuntergetragen werden. Ich halte nur den leeren Karton in einer Hand, habe aber die Schlüssel und muss auf dem Weg durchs Treppenhaus verschiedene Brandschutztüren aufschließen. Die Praktikantin Dörte und Kollegin Gabi sollen den schweren Holzblock mit den vollen Schubladen

tragen. Ich frage den Volontär Ariel, der hinter der Sessellehne steht, ob er den Sessel allein schleppen kann oder jemand mit anfassen soll. Rembert und Helfried halten Dinge in der Hand, die nicht so schwer zu tragen sind. Vielleicht könnte auch eine der Frauen mit am Sessel anfassen und ich bei dem Schubladenkasten mithelfen. Dann müssten wir nur unterwegs irgendwo die Sachen abstellen, damit ich aufschließen kann. Leuchtpilze mit Schaltern an den Kabeln weisen uns den Weg. Schalten wir sie ein, fließen leuchtende Lavaströme entlang der Fußleisten. Bei den Unterhaltungen der jungen Mitarbeiterinnen und dem Volontär geht es darum, wer nach Brasilien fliegen darf. Gabi sagt: „Eigentlich müssten wir uns alle mehr Sorgen machen jetzt, durch das sturzfristige Jahr.“

Aus Protest wollen wir dem abwesenden Chef eine Topfpflanze auf den Schreibtisch zu stellen. Eine kümmerliche Geranie, die erst noch gegossen werden muss. Es war meine Idee, aber die Kolleginnen sind in der Ausführung schneller. Ihrer Meinung nach benutze ich ein unpassendes, zeitungähnliches, Einwickelpapier für den Plastik-Blumentopf. Ich finde ein anderes mit den Karikaturen schreiender Gesichter. In der Ferne tritt eine Gruppe im Stadion auf. Gabi lobt meine Cordhose, dabei habe ich gerade heute eine alte, abgetragene Cordhose an, die ich nur für den Keller anziehe. Die Qualität ihrer Farbe hat mit den Jahren gelitten. Auf dem Fußboden des Büros muss Erde zertreten werden. Gabi sagt kurz vor der Mittagspause zu mir: „Wir könnten auch auf die andere Eisdiele zugehen.“ Sie zögert, während sie das sagt, überlegt, ob sie so viel Zeit hat. Ich hatte eher daran gedacht, in den Wald zu gehen, ohne etwas zu essen. Die Erde bleibt unzertreten auf dem Fußboden des Büros zurück. In dem Keller, den ich aufräumen muss, steht die Tür nach draußen offen. Ist jemand hereingekommen?

Wir sind zu dritt, der Volontär Ariel, Dörte und ich, um das Werk meines Jugendfreundes Étienne de Montaigne durchzusehen, das ebenfalls in diesem Archiv gelandet ist. Die beiden wollen an einem Büdchen Kaffee holen. Ich bleibe zurück. Dann kommt Ariel zu mir zurück, weil Dörte und er beschlossen haben, dass ich nicht allein bleiben sollte. Ich aber meine, dass

man Dörte nicht allein Kaffee holen lassen sollte, gehe zu ihr und lasse den Volontär zurück. Wir sitzen an einem Wasserbecken, Dörte trinkt Kaffee aus einem Pappbecher. Dann besuchen wir die ehemalige Wohnung meines Jugendfreundes, zu der ich einen Schlüssel besitze. Er ist zwar tot, aber vorsichtshalber klingele ich. Es öffnet uns ein großer junger Mann in einem roten Pullover, dessen Gesicht ich in der Dunkelheit der Wohnung nicht erkennen kann. Ich frage ihn, ob wir bei der Renovierung helfen können, und denke dabei, wenn nun fremde Menschen dort einziehen, dass ich ihnen gar nicht helfen möchte.

Vorsehentlich habe ich statt meiner Mütze das grüne Bikini-Oberteil einer Kollegin auf den Kopf gesetzt und ihre ebenfalls grünen Taucherschuhe aus Gummi angezogen, obwohl ich eigene, blaue, habe. Mit mir trage ich einen Massageball in der gleichen grünen Farbe. Ich möchte alles wieder am Garderobenständer ablegen, bevor mein Versehen den Kolleginnen und Kollegen auffällt, und meine Badehose anziehen. Gabi, Ariel und Helfried kommen mir, gut gekleidet, entgegen. Gabi hält einen Blumenstrauß in der Hand. Wir wollen die Hauptbibliothekarin, für die die Blumen bestimmt sind, im Krankenhaus besuchen. Während ich mich nach geeigneter Kleidung umschaue, frage ich die Kollegen, ob sie kurz auf mich warten wollen; falls nicht, käme ich bald nach. Auf einem der Betten im Krankenhaus sitzt eine Verwandte neben meinem Vater. Vaters Dreitagebart hat sich über seinen gesamten Oberkörper ausgebreitet und dürfte länger als drei Tage nicht rasiert worden sein. Die Verwandte sagt in vorwurfsvollem Ton: „Dein Vater ist solch ein netter Mensch.“ Er scheint sich bei ihr beklagt zu haben, dass ich so wenig Zeit für ihn habe. Ich sage: „Ja, sicher ist mein Vater ein netter Mensch“ und streichele das Fell auf seinem Oberarm. Ich teile ihm mit, auf welcher der anstehenden Reisen er mich gern begleiten kann. Mein Vater bemüht sich, gegenüber mir und der Verwandten den Verdacht zurückzuweisen, er habe sich von mir vernachlässigt gefühlt. Er sagt zu mir: „Ich weiß ja, dass du immer viel zu tun hast.“

Ich sitze als Fahrer in einem grauen VW Käfer, wie wir einen hatten, als ich Kind war, und warte auf meinen Vater, der mit einem anderen Auto, vielleicht dem beigefarbenen Opel Rekord, die Schleife einer Autobahnauffahrt entlangkommen soll. Es gibt eine obere und eine untere Fahrbahn, die sich nicht kreuzen und nicht ineinander übergehen. Man muss sich auf der richtigen Schleife befinden, um einander zu treffen. Ich erwarte einen Anruf meines Vaters auf dem Handy, obwohl er selbst kein Handy besitzt. Ich parke den VW an einer anderen Stelle, indem ich rückwärts einen Hang hinauffahre, stelle den Motor ab, und während ich die Handbremse anziehe, schließe ich die Augen und öffne sie gleich wieder, denn ich habe den Eindruck, den kurzen Moment, in dem ich die Augen geschlossen hatte, sei der Wagen trotz angezogener Handbremse nach vorn gerollt. Ich warte bereits seit mehr als einer Stunde, sehe einmal die Uhrzeit 2:22 Uhr und beim nächsten Mal 3:34 Uhr. Ich denke, mein Vater wartet ebenfalls auf mich, auf der anderen Schleife, die zur Autobahn führt.

In einem Wohnwagen werden verschiedene Küchenmodelle vorgeführt. Man kann dort Bewerbungen einreichen. Die Frage, wer ein Aufenthaltsstipendium bekommt, hängt davon ab, welche Anträge die Organisatorin, die mich an die Chefsekretärin im Filmmuseum erinnert, weitergeleitet hat. Bei meinem Antrag war es von Vorteil, dass ich die Aufenthaltsdauer von fünfzehn Wochen angegeben habe. In einer der Küchen im Wohnwagen befindet sich ein Elektroherd mit drei Kochplatten und drei Drehschaltern. Mit meinem Vater, der den Wohnwagen ebenfalls gefunden hat, suche ich den Ausgang zum Parkplatz. Wir bemühen uns, nicht gleichzeitig mit einem Mitbewerber-Paar abzufahren. Am Bahndamm entdecken wir einen Durchgang durch eine Hecke zum Parkplatz auf der anderen Seite der Straße.

Die Einparkkünste meines Vaters sind berühmt. Seinen Opel hat er in die einzig freie Lücke gesteuert, in die wegen der davorstehenden Wagen eigentlich gar nicht hineinzukommen war. Genau dort hat mein Vater geparkt. Ich frage mich, wie er das geschafft hat, ohne andere Autos wegzuschieben.

Der Fahrer des kleinen gelben Autos vor uns – ein älteres Modell mit einem schwarzen Nummernschild mit weißen Zahlen und Buchstaben – hat

die freigewordene Parklücke zu spät gesehen und ist schon an uns vorbei. Blitzschnell setzt er zurück. Wir sind mit dem Opel einige Meter hin ihm. Ich sehe ihn rückwärts auf uns zurasen. Mein Vater setzt ebenfalls schnell zurück, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Es ist bereits zu spät. Das gelbe Auto rammt unseres; der vordere linke Scheinwerfer dürfte zertrümmert sein, vielleicht noch mehr. Anstatt auszusteigen und sich den Schaden, den er angerichtet hat, anzusehen, gibt er Gas und hat kein Interesse mehr an der Parklücke. Beim schnellen Losfahren stößt der Auspuff eine Wolke schwarzen Qualms aus. Da noch weitere Wagen hinter uns eine Parkmöglichkeit suchen, fahren wir rechts ran. Ich renne schräg über den Platz. Den Flüchtenden will ich noch vor der Auffahrt auf die Autobahn aufhalten, will mich ihm in den Weg stelle, denke aber auf dem Weg dorthin: Wer so rücksichtslos Auto fährt, würde mich gnadenlos umnieten. Sicher hat er auch eine Schusswaffe bei sich.

Nach dem Bezahlen am Kassensautomaten muss ich vor der Ausfahrt nur noch das richtige Ticket finden. Zwei Tickets, die ich aus meiner inneren Jackentasche ziehe, sehen gleich aus, ein drittes ist etwas kleiner. Da öffnet sich die Schranke, als ein Mann an einem Rollator auf den Parkplatz geht. Mein Vater nutzt die Gelegenheit und fährt hinaus. Der Mann an der Kasse sagt nichts.

Während der Fahrt zu einem ländlich gelegenen Friedhof sitze ich auf der Rückbank und diskutiere mit meinen Eltern Fragen zur Gestaltung unseres Grabsteins. Mir schwebt ein hoher Stein vor, unbearbeitet und etwas an Obelix' „Hinkelstein“ erinnernd.

In einer Kleinstadt führt eine steile Straße hinab zu einem Fluss. Links geht es nicht weiter; dort befindet sich ein geschotterter Fußweg mit sehr kleinen Häusern, größeren Hundehütten, die jedoch eine Hotelanlage darstellen. Wir gehen den Fußweg entlang, auf der Suche nach einem Quartier für die Nacht. Das Hotel ist ausgebucht. Mein Optimismus, durch längeres Warten noch ein Zimmer zu bekommen, wird vom Personal und von den anderen Hotelgästen verspottet. Ich betone die Dringlichkeit und werde

ausgelacht. Ein Mann reißt allen Reisenden an den Haaren. Manche tragen eine Perücke. Es herrscht Karnevalsstimmung.

Mein Vater wendet. Wie es aussieht, fahren wir durch Norddeutschland. In verschiedenen Orten gelangen wir an die Küste. Wir kommen dabei auch durch die Stadt Rinteln, die nicht am Meer liegt. Sie ist bekannt für die nach ihr benannte Hunderasse. Während wir durch die Straßen von Rinteln fahren und uns auf ein Stadttor zubewegen, kreuzen mehrere Rinteln, frei umherlaufend und ohne Halsband, die Fahrbahn. Sie leben hier. Ein wenig erinnern sie an Windhunde und haben ein helles, fast weißes, kurzes Fell.

An der Hotel-Rezeption stelle ich mich in der Schlange an. Hinter mir wartet eine Frau in einem schwarzen Pelzmantel, der aus dem Fell eines Panthers hergestellt sein könnte. Darunter trägt sie eine Leggings aus elastischem Material. Gleichzeitig betreten wir den Korridor. Unsere Zimmer liegen einander gegenüber. Ich frage die Frau im Pelzmantel, ob ich sie umarmen darf. Sie lässt das zu. Ihre Beine, gegen die ich bei der Umarmung meine Beine drücke, sind hart und muskulös. Dann verschwindet sie in ihrem Zimmer, an das sich ein weiteres Zimmer anschließt. Ich frage sie nach einem Wiedersehen. Sie sagt, sie könne in diesem Jahr nur noch einen kurzen Urlaub machen und habe sich für die wenigen Tage das preiswerte Hotel Mt Matt in Polen ausgesucht. Sie zeigt mir auf einer Karte, wo das Hotel liegt. Es ist mit fetter schwarzer Schrift ausgewiesen, liegt aber offenbar fernab aller Städte mitten in der Landschaft. Ich beginne, im Internet nach dem Hotel zu suchen und finde Bilder, die von einer sehr einfachen Ausstattung zeugen. In dem Plattenbau mit Möbeln aus Sperrholz oder Presspappe dürfte ich mich kaum wohlfühlen. Ich wünschte, es käme noch vor ihrer Abreise zu einer zweiten Umarmung. Ich klopfe an ihre Tür. Sie hört mich nicht, hält sich wohl im hinteren der beiden Zimmer auf, wohin ich ihr aus Höflichkeit nicht folgen möchte. Eine Weile warte ich noch und versuche, sie in der gemeinsamen Etagenküche abzupassen. Als ich die Küche betrete, steht dort eine andere Frau. Ich sage, ich wollte nur meine Glasteekanne holen. Der silberne Deckel fehlt.

Wir fahren nun durch eine wüstenartige Landschaft. Bei der Zufahrt zu einem Strand – der Sandweg führt relativ steil bergab – werden wir Zeugen eines Streites zwischen einem Mann und einer Frau. Er droht sie zu schlagen; sie rennt weg; er holt sie ein. Ich hoffe, unsere Anwesenheit könnte dazu führen, dass der Mann von ihr ablässt. Ich bitte meinen Vater zu halten und möchte aussteigen. Meine Mutter rät mir, sitzen zu bleiben, aber indem wir die Szene nur vom Auto aus beobachten, können wir den Streit nicht schlichten. Es ist unklar, ob es sich nicht um ein Theaterstück handelt. Hinter den Felsen entdecke ich noch mehrere Zuschauende, mit kriegerischen Blasrohren. Die nächste Szene spielt in einem Frisiersalon. Der Mann versucht der Frau, die er eben noch totschiessen wollte, zu erklären, bis zu welcher Höhe sie seine Haare kurzschneiden soll.

Meine Mutter sagt: „Hier gefällt es mir nicht. Ich schalte jetzt um in die Berge.“ Sie tippt eine Ziffernfolge auf der Fernbedienung.

Der Skiort Berre erweist sich als eine Sackgasse mit Wendeplatz. Im vorigen Ort war ich nach einem längeren Aufenthalt mit den Eltern nicht dazu gekommen, das Gepäck vollständig in den Wagen zu laden, da mein Vater bereits abfuhr, während meine Mutter auf dem Beifahrersitz zu erzählen begann. Die Rückfahrt ab Berre macht daher einen weiteren Zwischenstopp im vorigen Ort nötig, nun aber nicht mehr mit dem Wagen, sondern in einem Bus, der, an seinem Ziel angekommen, von einer Haltestelle auf der gegenüberliegenden Straßenseite zurückfahren will und auf uns wartet.

Nach unserem Einsteigen riecht der Fahrer an dem 20-Euro-Schein, den ich ihm gebe, um seine Echtheit zu prüfen. Sein Misstrauen lässt mich kurz auflachen, während gleichzeitig der Busfahrer den Motor aufheulen lässt. Durch eine Engstelle im Gang des Busses soll ich nach hinten durchgehen. In dieser Engstelle steht der Schaffner. Als ich durch das plötzliche Anfahren nach hinten gepresst werde, reibt mein Rucksack an den Körpern oder Gesichtern der Fahrgäste. Der Schaffner muss mir auf den Fahrpreis von 1,36 Euro das Wechselgeld herausgeben. In dem Bus kann ich auch Geld von meinem Konto abheben, und ich habe, glaube ich, den Schaffner um 136 Euro gebeten. Er zeigt mir zuerst einen neuen, perfekt glatten 50-Euro-

Schein, dann einen etwas verknitterten, gebrauchten, und gibt mir zu verstehen, dass ich an beiden Scheinen riechen soll. An dem Wechselgeld auf den Fahrpreis von 1,36 Euro fehlt nun immer noch einiges.

In dem Ort, in dem wir übernachtet haben, holen wir den Wagen und das restliche Gepäck ab. Wir fahren jetzt nahe der russischen Grenze entlang. Zwei Pferde müssen unserem Wagen entweder folgen oder neben ihm hertragen. Auf der Beifahrerseite, an der ich sitze, läuft aus einer Plastikflasche verschüttetes schlammiges Wasser in einem Wirbel durch den Fahrzeugboden ab. Ich finde es praktisch, dass in diesem Fahrzeug niemals Wasser auf dem Boden stehen kann; umgekehrt kommt bei nasser Fahrbahn auch Wasser in das Auto.

Mein Vater stellt den Wagen direkt an einem Stacheldrahtzaun ab. Ich halte den Ort für einen stillgelegten Grenzübergang. Auf der Fahrbahn liegen Hindernisse. Hier gibt es ein Hotel mit Holztischen vor der Tür. Auf dem Schild lese ich „Mt Matt“. Ein braungebrannter Mann sagt, er habe seiner Frau versprochen, zum letzten Mal hier zu sein. Ich frage aus dem Auto heraus, was so schlimm daran sei, hier zu sein. Ich könnte mir vorstellen, hier zu übernachten, wenngleich ich nicht gewusst hätte, was man so allein hier abends machen kann. Ein kleiner Junge grüßt „hello“ ins Auto, stolz, ein Wort Englisch zu können. Ich grüße zurück und führe ihm einen Zaubertrick vor. Mein Vater ist ausgestiegen, vielleicht auch meine Mutter.

Mit den Eltern gehe ich in einem italienisch anmutenden Ambiente spazieren. Über einen Kanal führt eine Brücke. Meine Hoffnung, mit ihnen durch die Stadt zu gehen, wird enttäuscht, als meine Mutter hinter der Brücke den Weg entlang des Kanals einschlägt, der voraussichtlich über eine weitere Brücke schnell an unseren Ausgangspunkt zurückführt. Ich wäre gern der Frau in dem Panther-Pelzmantel begegnet. Über die hintere Klappe einer Autofähre gelangen wir auf die Hafenummauer. Dort warten die Journalisten, wohl nicht auf uns, sondern auf die Kanzlerin.

Quirx – Personen in der Neufassung ab Dezember 2023

Lioba (WG):	6, 7, 17, 19, 20, 21, 59, 69, 70, 71, 101, 124, 125, 126, 127, 128, 157, 159, 160, 162, 164, 165, 171, 175, 200, 201
Merle (WG):	5, 6, 7, 19, 10, 29, 83, 99, 100, 156, 160, 177, 200
(Merlenschweiß):	2, 8, 114, 151
Irónja (WG):	5, 6, 7, 8, 19, 160, 184, 186
Kryśka (Schriftstellerin):	37, 38, 39, 41, 42, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 78, 79, 80, 81, 158
Kryśkas Freundin (namenlos):	37, 38, 39, 40, 41
Schwester von Kryśkas Freundin:	41
Lakonia Schmitt:	27, 28, 55, 106, 109, 113, 121, 136 (ihr Neffe: 193)
Dörte (Praktikantin):	10, 46, 47, 48, 170
Gabi (Kollegin mit Gorilla):	22, 44, 45, 46, 47, 48, 98
KassiererIn Mieke:	55, 101
BibliothekarIn:	10, 12, 48, 161, 187
ChefsekretärIn:	21, 49, 55
Frau aus dem Vorstand eines Fördervereins:	24, 25
Marthe (Kollegin mit Zwillingen):	21, 55
Eva Schwebefee (Stipendiatin):	72, 74
Die Frau, mit der ich immer streite:	33, 65, 77, 78, 79, 99, 196, 197
Frau Zeblinski (Rivalin):	110–116, 194
Chefin:	110–112
Ulla:	29
glatzköpfige Frau:	29
Julie (SchauspielerIn):	94, 95
Frau des Hausmeisters:	129
Clementine:	133

Charlie (Frau):	146
Referentin aus Bonn:	145
Viola und Axel (junges Paar):	17, 105, 107, 116, 133, 134
nur Viola:	134,
nur Axel:	138, 159, 185,
Verlag Silberman & Bove:	136, 195
Gilbert (WG):	7, 8, 19, 20, 44, 103, 158, 160, 162, 175
Baobab oder ähnlich:	160, 161
Der Leiter des Literaturbüros: (der alte):	54, (der neue): 195, 196
Thomas:	59, 62, 74, 81, 82, 83, 94, 108, 109, 112, 115, 138, 139, 159, 175, 178
Georg:	75, 76, 128, 133, 134, 136, 137, 138
Klaus (Schriftsteller):	84
Ariel (Volontär):	44, 46, 47, 48, 113 (falls es Uriel nicht ist), 162, 167, 170
Uriel (Volontär):	59, 94, 113 (falls es Ariel nicht ist), 165
Rembert (Oberarchivar):	9, 10, 14, 15, 39, 47, 186
Helfried (Archivar):	39, 47, 48
Hausmeister:	36, 200
Knoffti (Kindheitsfreund):	41, 86, 87, 174, 176, 177, 178, 179, 190, 200
Étienne de Montaigne (Jugendfreund):	48, 60, 200
Kollege, der fast nur Erwartbares schreibt:	63, 65, 66
Renmark (König):	79, 101, 194
Osbert (oder Osberg):	60
Chef und Doktorvater:	76
Reiner (Nachbar im Künstlerdorf):	75
Lambert und Stoffel:	90

nur Lambert:	166, 170
Arnold:	124 (vermutlich ein Irrtum), 145
Joachim Krupp;	131
Ingo:	92, 131
Siegbert (Türsteher):	191, 192
Robert (Ladenbesitzer):	191, 192
Leberecht Wendel (Verleger):	64, 131, 138, 176, 195, 200, 201
Carl Magnussen:	138, 139
Thilo v. E.:	57, 58, 140, 170, 171, 172, 175
Sean Lavin:	149
David Garland (fiktiv):	118
Eduard Girardengo (Anstaltsleiter):	183, 184
Ernst Jäger:	185,
Vater:	16, 18, 19, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 110, 130, 139, 140, 153, 155, 158, 173, 175, 176, 181, 182, 187,
Mutter:	16, 17, 18, 19, 51, 52, 53, 68, 82, 83, 103, 123, 129, 130, 131, 144, 156, 165, 166, 172, 175, 176, 180, 183, 184, 187, 188
Eltern zusammen:	16, 50, 52, 53, 104, 118, 130, 156, 173, 175, 176, 181, 185, 187
Migrant:	17
Putzfrau:	17, „Thusnelda“: 188,
Nachbarn (unspezifisch):	176, 185, 186, 187,
Quirx (namentlich genannt):	7, 28, 64, 66, 76, 99, 107, 109, 112, 115, 123, 141, 145, 148, 153, 163, 166, 181, 196

Prominenz:

Bundeskanzlerin:	8, 9, 54, 140
Französischer Staatspräsident:	133
Helmut Kohl:	181

Napoleon Bonaparte:	103
Alfred Hitchcock:	28, 57, 73, 74
Béla Tarr:	59
Stanley Kubrick:	99
Charles Chaplin:	56, 57
Familie Feuerstein:	195
Olivia de Havilland:	107
Ingrid Bergman, Ingmar Bergman:	107
Kirk Douglas oder Douglas Sirk:	25
Leslie Nielsen:	36, 37, 115, 172
George Clooney:	196
Bernhard Minetti (vielleicht):	59
Obelix:	50
Magnus Carlsen:	139
Krupp (Familie):	130, 131, 149
Thomas Mann:	85; Thomas und Katja Mann: 130, 131
Adrian Leverkühn:	45
Heinrich Mann:	27, 77
Hermann Hesse:	45
Frieda von Richthofen:	45
Samuel Beckett	45
Franziska zu Reventlow:	45
Katherine Mansfield:	45
Heinrich Heine:	91
Shakespeare:	173
Dora Diamant (zu Kafka):	92
Clemens Meyer:	125

Jean de Meun:	152, 153, 155, 156
Julio Cortázar:	74
Ignácio de Loyola Brandão:	135
Paul Cézanne:	76
Friedrich Hundertwasser:	138
Banksy:	33
The Rolling Stones:	88, 150, (Mick Jagger: 150)
The Beatles:	149, 152 (John Lennon: 150; Paul McCartney: 22)
Marc Almond (Marc and the Mambas):	117
John Mayall:	119
Hildegard Knef:	157
Robert Wyatt:	187
Beethoven (falls er es ist):	90
Antonín Dvořák:	12
Anton Bruckner:	12
Frank Zappa:	39, 134
The Cure:	39
David Bowie:	39
The Bee Gees:	39
Pink Floyd:	39, 121 (Ummagumma)
Ryuichi Sakamoto:	22
Brendan Perry (Dead Can Dance):	35
Indirekt Police durch das Stück „Roxanne“:	169, 170